

Der Breivik-Prozess in Norwegen 2011-12: Beispiel für die resiliente Gesellschaft?

Über die Vor- und Nachteile europäischer Aufarbeitungspolitiken von Gesellschaftstraumen im Spannungsfeld zwischen Konflikt und Kultur: Ein Vergleich zwischen Europa und den USA

Roland Benedikter

1 | Einleitung: Die aktuelle Frage des Westens nach der Resilienz, die wachsende Bedeutung von Zivilreligion und das Breivik-Attentat vom Juli 2011

Die meisten westlichen Bewältigungsstrategien konzentrieren sich heute naturgemäß auf den Überschneidungspunkt zwischen Politik, Kultur und Zivilreligion. Mit letzterer sind die inhärenten, lebendigen und kollektiv präsenten säkularen Ideale einer Gesellschaft gemeint. Diese speisen sich in Europa bis heute im Kern meist aus dem Ursprung von Demokratie in der französischen Revolution, nämlich aus der geistigen Trinität „Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit“, woraus sich wiederum der doppelte Charakter des konstitutiven Ideals europäischer offener Gesellschaft zwischen liberal und solidarisch ableitet (vgl. dazu ausführlicher Benedikter 2014).

Die zunehmende Einbeziehung von Zivilreligion in Bewältigungsstrategien ist kein Zufall, sondern der Entwicklung hochgradig fragmentierter spätmoderner Gesellschaften geschuldet. „Integrierende“ Bewältigungsmechanismen erfordern die Besinnung auf gesellschaftliche Ideale - und deren Aktivierung - genauso wie die Auseinandersetzung mit den Stärkungsmöglichkeiten allgemeiner sozialer Stabilität durch Entwicklung von Antizipationsszenarien und „psychologischer Rüstung“ mittels dauerhaft und kommunizierbar verankerter individueller Überzeugungen. Zivilreligion ist in diesem Sinn der Inbegriff säkularer Kultur spätmoderner technologiezentrierter Gesellschaften, soweit sie im Sinn nicht-religiöser, gesellschaftlich wirksamer Ideale und Überzeugungen einer bestimmten Gemeinschaft an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit verstanden wird und praktisch agiert. Vor allem in den USA gilt Zivilreligion etwa in Gestalt der Ideale der amerikanischen Verfassung als Inbegriff von „Kultur“ und als Kit der multireligiösen und multikulturellen Gesellschaft, ja eben deshalb als einzig öffentlich als gemeinschaftlich anerkanntswerte politische Kultur. Das macht Zivilreligion zum wichtigsten „kontextpolitischen“ Faktor, das heisst zum wichtigsten Element von Politik neben den traditionellen und stärker formalisierten Institutionen- und Parteipolitiken – einem Faktor, an den alle Politiker unabhängig welcher Couleur jederzeit appellieren müssen, wenn sie in der US-Politikwelt Erfolg haben müssen (Benedikter und Faessel 2012). In Europa ist aufgrund der weiterwirkenden Bedeutung von Nationalkulturen und –sprachen diese Rolle von Zivilreligion bislang weniger stark ausgeprägt, aber ebenfalls zunehmend bedeutsam. Weil traditionelle institutionen- und parteipolitische Strategien wegen der Breite und individuellen Ausdifferenzierung kollektiver Traumen zu kurz greifen, kommt kontextuellen politischen Faktoren eine wachsende Bedeutung zu. Massentraumen stärken daher grundsätzlich die politische Bedeutung von Zivilreligion und Sozialpsychologie auf Kosten „klassischer“ Politikfaktoren.

Doch während dieser Trend generell für alle offenen Gesellschaften gilt, bestehen große Unterschiede im politischen und gesellschaftspolitischen, einschliesslich kontextpolitischen Umgang

mit Massentraumen zwischen Europa und Amerika. Diese Unterschiede sagen viel über beide atlantischen Pfeiler der Weltdemokratie aus und antizipieren einige Kernprobleme zwischen ihren Kulturen, die auch die kommenden Jahre prägen werden, sei es nun mit oder ohne atlantischem Freihandelsabkommen oder Wendung der USA nach Asien.

In jüngster Zeit war insbesondere der sogenannte „Breivik-Prozess“ in Norwegen von Juli 2011 bis August 2012 dafür ein lehrreiches Beispiel. Nachdem er nun eine ausreichende Zeitspanne zurückliegt und nicht mehr unmittelbar emotionalisiert, wird es möglich, ohne Anspruch auf Vollständigkeit und in vorläufiger Weise einige Lehren daraus aufzuarbeiten. Der Breivik-Prozess verdeutlichte nicht nur typologische Differenzen zwischen gesellschaftlichen Aufarbeitungs-, Bewältigungs- und Erinnerungspolitiken der USA und Europas in Zeiten wachsender Entfremdung, sondern auch die Ambivalenz des Aufstiegs kontextueller Politikfaktoren zu Leitrationaltäten offener Gesellschaften des Westens im Zeitalter von deren - zum Teil objektiver, zum Teil selbst zugeschriebener - „Post-Empire“-Depression und geopolitischer Schwäche. Dabei ist es kein Zufall, dass europäische Theoretiker, politische Vordenker und Politiker wie etwa Massimo Cacciari oder Gianni Vattimo „Schwäche“ als Europas positives Kernmerkmal und als Zukunft der Weltdemokratie ansehen (Vattimo 1990), während die USA vom Gegenteil: dem Primat der Stärke friedlicher und konsensbildender Gesellschaft überzeugt sind. Beides hat weitreichende Implikationen, vor allem auch im Resilienzdialog beider demokratischen Kernmächte.

Die daraus hervorgehenden fünf Kernfragen lauten:

1. Ergeben sich aus den Symptomatologien des 13-monatigen Aufarbeitungsversuchs des Breivik-Attentats Hinweise auf die Zukunft des Verhältnisses zwischen Bewältigungskultur und Resilienz in offenen Gesellschaften?
2. Gelten die entsprechenden Lehren generell, oder müssen sie gesellschaftstypologisch differenziert werden, unter anderem zwischen den unterschiedlichen Demokratiekulturen Europas und Amerikas?
3. Verdeutlichen die Lehren aus dem Breivik-Prozess etwas über Stand und Zukunft des atlantischen Verhältnisses als dem bisherigen transnationalen Grundverhältnis demokratischer Zivilreligion?
4. Sagen sie etwas über den Zwiespalt heutiger demokratischer Zivilreligion (beziehungsweise säkularer Kultur) zwischen den positiven Leitbegriffen von „Schwäche“ (Europa) und „Stärke“ (USA) in der heutigen ersten „Reifephase“ der Globalisierung (und der damit als Reaktion verbundenen Krisen) aus?
- 5.: Worin liegen mögliche Lehren zivilreligiös „milder“ Verarbeitungspolitiken mittels Schwerpunkt auf Erinnerung, wie sie Norwegen 2011-12 exemplarisch vorgeführt hat, für die Bestandfähigkeit offener Gesellschaften im Zeitalter eines zunehmend allpräsenten medialen Gedächtnis-Archivs, in dem es streng genommen ohnehin kein Vergessen und damit auch keine Vergangenheit *strictu sensu* mehr gibt? Wenn im Prinzip alles Öffentliche und Private zu dauerhaft omnipräsenten Gegenwart gerät – welche bewusste und unbewusste Inklinaton wird damit entfaltet? Wird die technologische „Entzeitlichung“ des kollektiven Gedächtnisses zu radikaler, stets verfügbarer Gegenwart alles Vergangenen Europa paradoxerweise gerade *wegen* seiner beispiellosen Erinnerungsbemühung, wie sie im Breivik-Prozess angewandt wurde, am Ende amerikanischer machen, weil Geschichte sich, was

das Prinzip der amerikanischen Kultur ist, in Gegenwart auflöst? Umgekehrt üben sich die USA zunehmend in Vergessens- und „Auslöschungs“-Strategien zur Traumenbewältigung, um auf Kosten des Erinnerns in die Zukunft zurückkehren zu können – eine ebenfalls ambivalente Tendenz, die viele Fragen aufwirft.

Fragen also überall – und die Antwortversuche beginnen gerade erst. Dabei sind die unterschiedlichen Grundsatzverhältnisse zwischen Konflikt, Trauma und Demokratiekultur auf beiden Seiten des Atlantik aussagekräftig.

2 | Zum Grundsatzverhältnis zwischen Konflikt, Trauma und Kultur in Zentraleuropa

Die Diskussion um die Beziehung zwischen Konflikt, Gesellschaftstrauma und Kultur - und, als zwei Seitenaspekten davon, zur Rolle von Kultur in Konflikten und von Konflikten für die (ständig nötige) autopoietische Selbst-Neuschöpfung von Kulturen - verläuft in Zentraleuropa nicht zuletzt aufgrund der leidvollen historischen Erfahrung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als zur Kulturgrundlage verbrämte Ideologie zur Katastrophe führte, gegenwärtig meist noch wenig „aufbauend“, sondern noch eher abbauend, also eher dekonstruktiv als konstruktiv. Sie verläuft noch zu wenig in Richtung der aktiven Erforschung „resilienter Gesellschaft“ (oder, um die amerikanische Variante desselben Konzepts zu wählen, „erfolgreicher Gesellschaft“); sondern sie bewegt sich, aus durchaus nachvollziehbaren Gründen der Risikoabsicherung und aus humanistischen Gründen, noch eher in „politisch korrekten“ Bahnen.

Drei vorrangige Ziele können dabei im deutschsprachigen Raum identifiziert werden:

1. Konflikte auf das niedrigstmögliche Niveau zu reduzieren oder, soweit möglich, „humanistisch“-kulturimmanent zu assimilieren;
2. „abbauend“ Reibungsflächen und Widersprüche *innerhalb* von Kulturen wie von Konflikten zu reduzieren, weil diese einseitig als negativ angesehen werden; und
3. in einem doppelten Gestus *einerseits* Konflikte zu entkulturalisieren (oder kulturell zu „neutralisieren“), was in Zentraleuropa noch immer als ein Hauptmerkmal politischer Aufklärung gilt, sowie *andererseits* Kulturen von Konflikten möglichst zu befreien oder gar zu „heilen“, wie es im Rahmen des Trends zu einer „emotionalen Rationalität“, die oft einer „rationalen Emotionalisierung“ den Weg bereitet, heute modisch heißt.

Damit ist ein dreifacher Trend im Diskurs über Konflikt und Kultur - und *zwischen* Konflikt und Kultur - beschrieben, der seit einiger Zeit durchaus Züge eines aufgeklärten Populismus zeigt und sich sowohl rhetorisch wie medial auch als solcher geriert. Kultur von Konflikten zu befreien, und Konflikte von Kultur, scheint als Ergebnis der doppelte Königsweg zu einem rationalen Umgang mit ihrem Spannungsfeld.

Dies ist in anderen Kulturen nicht so, sondern weitgehend ein zentraleuropäisches Spezifikum. Einer einleitenden Zusammenschau ergibt sich jedenfalls, dass in Zentraleuropa am Überschneidungspunkt zwischen Konflikt und Kultur politische Korrektheit bis heute als möglichst allumfassende Konsens-, Friedens- und Harmoniekultur praktiziert wird. Dies wird geradezu als „Kultiviertheit“ und

Emanzipationsqualität der Debatte um die Zukunft von Kulturkonflikten und von kulturell aufgeladenen Konflikten angesehen – was in andersartig gelagerten Demokratiekulturen wie etwa den USA so nicht der Fall ist, und auch nicht der Fall war.

Ein Mittel zur derartigen „Befriedung“ der beiden widerspenstigen Pole Konflikt und Kultur scheint nun seit einigen Jahren auffallend die Wiedergeburt eines traditionalistischen, wenn nicht gar hausbackenen politischen „Humanismus“. „Alt-Humanismus“ wird zum populistisch-propagandistischen Werkzeug der Vereinheitlichung differierender Argumentation in Zeiten der „Post-Empire“-Depression offener Gesellschaften, in denen Diversifizierungs- und Spaltungerscheinungen auf allen Ebenen um sich greifen. Die Rückkehr eines wenig innovativen, dafür aber in den meisten Elementen bekannten und also mit - vom Medienpublikum mehrheitlich als dankenswert bedachten - Wiedererkennungswert ausgestatteten „Humanismus“ in den Diskurs öffentlicher Rationalität scheint dafür das geeignete Mittel.

3 | Der Breivik-Prozess: 2011-12: Ein verallgemeinerbares Lehrstück europäischer Resilienzkultur?

Die entsprechenden Mechanismen hat zuletzt das kleinfamiliäre Gesellschaftsmodell Norwegens in den Jahren 2011 und 2012 anhand des Umgangs mit dem Massaker durch den Fanatiker Anders Breivik „bis zum Ende“ in großer Konsequenz und umfassend durchexerziert. Das Massaker wurde als Einschnitt in den gesellschaftlichen Werte- und Kulturkonsens erlebt, ja als historische Zäsur in der Gesellschaftsgeschichte Norwegens. Umso wichtiger war seine Bewältigung; und umso systematischer, umgreifender und nachdrücklicher wurde sie von der damaligen sozialdemokratischen Regierung unter ihrem jungen, 52-jährigen Ministerpräsidenten Jens Stoltenberg unter ausdrücklichem Hinweis auf die Notwendigkeit nicht nur der „Bewahrung humaner Werte in der Gesellschaft“, sondern auch der Entwicklung einer nachhaltigen Resilienzkultur im Hinblick auf mögliche kommende Erschütterungen angegangen.

Das viel herbeigesehnte Prozessende am 24. August 2012 unterstrich es in der Tat zunächst eindrucksvoll: Das kleine Norwegen am Westrand Nordeuropas wurde für die 13monatige, mit tausenden Stunden und mehr als zwei dutzend nationalen Zeremonien medial allpräsent, „sanfte, systematische und umfassende“ Aufarbeitung des Breivik-Massakers vom 20. Juli 2011 viel gelobt. Sowohl die Lobenden wie die Gelobten überboten sich dabei in einer gleichsam ständig wiederholten gegenseitigen Ansteckung und unausgesprochenen rhetorischen Allianz mit „humanistischen“ Grundaussagen wie „Der Mensch kommt zuerst“, „Das Herz ist der richtige Kompass“ oder „Letztlich sind wir alle Menschen“. Die norwegische Regierung in Oslo erhob „den Humanismus“ sogar zur „Grundlage des Widerstands und unserer Widerstandsfähigkeit“ gegen jene, die „unsere Gesellschaft zerstören wollen“.

Dazu wählte sie von den beiden im Prinzip zur Verfügung stehenden Resilienz-Optionen der Selbst-Befreiung von Traumen: Erinnern oder Vergessen, Aneignung oder Verdrängung, Aufarbeitung oder Abarbeitung, Aufbauen eines Bildes oder dessen Auslöschung einseitig, mit grenzenlosem Einsatz und mit beispielloser Intensität die erstere: das ständige, unablässige und in mancherlei Hinsicht „totale“ Erinnern und immer neu Durcharbeiten. Dieses stand in einer umgekehrten Proportionalität zur Tatlosigkeit der Exekutive, die den Attentäter stundenlang hatte gewähren lassen und ihn selbst während seiner Tat mehrfach „dialogisch“ und „friedlich“ dazu aufgefordert hatte, die Waffen

niederzulegen, ohne selbst welche einzusetzen. Vielleicht sollte die Allgegenwart des Erinnerns die Tatlosigkeit der Exekutive auch nachträglich ausgleichen.

Die norwegische, europäische und zum Teil auch die weltweite Bevölkerung wurden jedenfalls mit Bildern und Porträts des Attentäters, aber - wenn auch numerisch deutlich geringer - auch mit Bildern des Massakers mit 77 großteils jugendlichen Toten, der stundenlangen Tötungsexzesse des Attentäters, der auf der Suche nach Tötbarem über die Insel wandert und dabei zwar gefilmt, aber über längere Zeiträume von niemandem am Massenmord gehindert wurde, der immer neuen Trauerfeiern und des Gerichtsprozesses geradezu überschüttet. Sogar der Vater des Attentäters wurde zeitweise zu einer internationalen Berühmtheit, da man auf der Suche nach „psychologischer Erklärung“ auch auf ihn zurückgriff; und das Haus, in dem der Mörder seine Tat vorbereitete, wurde so oft gezeigt, dass es sich wie eine Ikone des Unfassbaren weit deutlicher ins kollektive Gedächtnis einbrannte als jeder wöchentlich wiederholte Krimi.

Die sozialdemokratische norwegische Regierung hoffte mittels ihrer Konzentration auf (imaginärer) Durcharbeitung nicht nur implizit – wie in der Vergangenheit bei anderen Fällen in Europa üblich –, sondern nun auch erstmals mittels expliziter Erklärungen, dadurch werde das Geschehen absorbiert und schließlich ohne Rache und Verhärtung friedlich im Dienst „besseren Zusammenlebens“, einer „Bestätigung unserer unverlierbaren sozialen Ideale“ und der „Stärkung der nationalen Einheit“ verarbeitet. Von einem „Beispiel für die Welt“ in der Bewältigung eines „tiefgreifenden nationalen Traumas“ war vor allem in Norwegen selbst, aber auch in anderen zentraleuropäischen Ländern der „weichen Macht“ (soft power) und Zivilmacht (civil power) Europa die Rede, einem „alternativlosen, heilenden Vorgehen“.

Doch im Abstand mehrerer Jahre muss sich die Frage stellen lassen: Ist das Vorhaben gelungen? Hat die Erinnerungsfixierung Resilienz erzeugt, oder Trauma verankert, ja mythologisch überhöht? Und ist also die Vorbildwirkung „heilender“, ja bewusst und systematisch „schwacher“ Aufarbeitung eines beispiellosen Massenmords – bei aller Sympathie für den innovativ gemeinten Versuch – wirklich die ganze Lehre aus dem Fall?

4 | Terrorismus bekämpfen: „Mittels Offenheit und Liebe“?

Es gibt Hinweise, dass diese Art der 13-monatigen „Bewältigung“, auch danach immer wieder erneuert und mit viel Aufwand bekräftigt mit großen Feiern im Stil eines nationalen Gedenktages ein Jahr später im Juli 2014, den Bogen überspannte und tragischerweise *auch* das Gegenteil von dem erreichte, was sie anstrebte: also Resilienz sowohl förderte wie schwächte. Indem sie den postmodernen Dialogismus, d.h. in diesem Fall die öffentlich konsensheischende Erschütterungsemotionalität und -rhetorik und die „von oben“ gewollte rituelle Trauerarbeit im kollektiven Raum auf die Spitze trieb, traditionell humanistische Rhetorik zur Alltagsware - und bis zum Überdruß zum Füllsel jedes noch so tagespolitischen Diskurses - machte sowie „gesunde“ Verdrängung und Vergessen damit faktisch verunmöglichte, könnte das Ergebnis in umfassenderer Perspektive sein, dass weniger das Massaker selbst, als vielmehr die jahrelange mediale, symbolisch-institutionelle und kontextpolitische „Aufarbeitungsbemühung“ jenen negativen Gründungs-Mythos und „kollektiven Schatten“ in der historischen Identität des Landes erzeugte, den sie gerade vermeiden wollte.

Der Gesamtvorgang der Breivik-Bewältigungs-Ekstase Norwegens 2011-12 zwischen Politik, Konflikt und Kultur scheint in vergleichender Perspektive vor allem eins zu zeigen: dass das Verfahren von kleinfamiliären Gesellschaften wie Norwegen kaum ein Beispiel für die entstehende europäische, geschweige denn westliche oder gar globale Gemeinschaft sein kann, obwohl es in sich (und für sich) möglicherweise kohärent und sinnvoll gewesen sein mag. Das hat nicht nur damit zu tun, dass Norwegen als Westeuropas größter Öl- und Gasproduzent mittlerweile das reichste Land der Welt mit dem größten Staatsfonds der Welt in Höhe von 860 Milliarden US\$ ist, der sich allein in den vergangenen zehn Jahren verfünffacht hat und bis 2020 auf weitere Rekordwerte anschwellen wird, was dafür sorgt, dass das skandinavische Land nach eigener Aussage im Unterschied zu den meisten anderen Ländern „im Geld schwimmt“ (Handelsblatt 2014). Es hat auch mit der Konzeption von Resilienz an sich zu tun, die Norwegen bewußt von anderen, vor allem nicht-europäischen Ländern wie den USA unterscheidet.

„Auch ein Jahr nach dem *Breivik Massaker* fährt Norwegen damit fort, Terrorismus durch Demokratie, Offenheit und Liebe zu bekämpfen. Und es wird hoffentlich damit fortfahren. Solange es nötig ist, solange wir es brauchen, möglicherweise für immer... Premierminister Jens Stoltenberg sagte, er werde alles tun, damit die Kernwerte des Landes nicht unterminiert würden. ‚Die norwegische Antwort auf Gewalt ist mehr Demokratie, mehr Offenheit und größere Partizipation.‘

Es ist nicht überraschend, dass die norwegische Regierung etwa der Terrorismusbekämpfung der Vereinigten Staaten von Amerika mittels Stärke und Gegengewalt hochgradig kritisch gegenübersteht. ‚Die amerikanischen Maßnahmen sind kontraproduktiv‘, sagt zum Beispiel Jan Egeland vom norwegischen Außenministerium. ‚Die norwegische Antwort ist eher dazu geeignet, die Bürger gegen die zunehmenden Horrorakte des Terrorismus zu vereinen, als einen Keil zwischen Regierung und Regierte zu treiben. Offenheit ist etwas, was die USA stark vermissen lassen; und auch bei einem Wechsel von US-Präsidenten scheint hier wenig Verbesserung am Horizont sichtbar. Keine Regierung kann die Sicherheit ihrer Bürger gegen unvorhergesehene Angriffe garantieren. Aber eine Kultur der Offenheit, Demokratie und Liebe ist zweifellos einer Kultur der Angst und Rache vorzuziehen, ausgeführt im Namen des Schutzes‘ (Cushing 2012. Übersetzung aus dem Englischen: Roland Benedikter).

So prägnant diese – für zahllose ähnliche Einschätzungen vor allem in Zentraleuropa beispielhafte – Darstellung zum ersten Jahrestag des Massakers im Juli 2012 war, so vielsagend war sie bei näherem Hinsehen. Bereits der Kursivdruck *Breivik Massaker* verdeutlicht, dass mit der „Aufarbeitung durch Erinnerung“-Emphase, die den öffentlichen Raum Norwegens, aber auch Zentraleuropas wie kaum ein mediales und kontextpolitisches Ereignis seit dem Ende des Kalten Krieges 1989-91 in Beschlag nahm, wenn auch unwillentlich im wahrsten Sinne des Wortes eine „Marke“, ein „Kennzeichnungsname“, ja ein „Wiedererkennungswert“ mit einem gewissen Identifikationscharakter erzeugt wurde. Es entstand eine proto-mythologische „Erzählungs“-Komponente, die sich in der in mediatisierten „Aufmerksamkeitsökonomie“ der „Postmoderne“ bald zum Kulturphänomen *sui generis* verselbstständigte.

Die Mythologisierung des seiner Natur nach chaotischen und paranoiden Gewaltgeschehens zum *Breivik Massaker* entsprach denn auch sehr bald zumindest medial eher einer unterschweligen Faszination, die besonders gut mit alt-humanistischer Bigotterie und nur allzu angepassten und

herkömmlichen öffentlichen „Wertegeständnissen“ Foucault'scher Art kombinierbar war, denn von „Heilung mittels Demokratie, Offenheit und Liebe“.

Die Kombination dieser Begriffe war und ist auch im Empfinden vieler norwegischer Intellektueller bereits an sich ein bigottes und ausserdem logisch falsches Bild, da Demokratie eine objektive historische Form der Partizipation und der Gesellschaftsorganisation ist, die – so kann man im Sinn dieser Demokratie nur hoffen – ohne den emotional-populistischen Motor der „Liebe“ auskommt, da dieser wie andere Emotionen volatil ist, schnell an Kraft verlieren oder daher als Resilienzfaktor ganz ausfallen oder nur allzu leicht ins Gegenteil umschlagen kann. Demokratie beruht nicht auf „Liebe“, sondern ist eine Gesellschaftskonvention auf der Grundlage von Aufklärung, Rationalität und Vernunft, die einem individualistischen Menschenbild sowie der Überzeugung allgemeiner Menschenwürde und Menschenrechte geschuldet ist nur zu demselben Grad, wie sie gleichzeitig utilitaristischen Erwägungen Ausdruck verleiht, die ganz nüchtern anerkennen, dass eine partizipatorische, horizontal unter Gleichen organisierte und dabei auf Dialog ausgelegte Gesellschaft notwendigerweise um ein Vielfaches produktiver und daher auch wohlhabender sein muss als eine exklusiv, autoritär und hierarchisch organisierte, in der nur wenige produktiv und frei sein können und die Mehrheit in ihren Möglichkeiten der Selbstentfaltung und Kreativität eingeschränkt wird. Das bedeutet, dass Resilienz sich durch Demokratie (Liberalismus) eher erhöht und durch Autoritarismus (Illiberalität) eher vermindert, hat aber nichts mit „Liebe“ als Gesellschaftsfaktor zu tun, was immer sie als solcher auch sein mag.

Demokratie ist auch nicht „offen“ gegen ihre Feinde, sondern gegenüber ihren eigenen Akteuren, und zwar allen gleichermassen, also nicht nach aussen, sondern nach innen. Sie kann nur „offen“ bleiben, wenn sie sich gegen ihre Feinde verteidigt. Demokratie muss sich mittels eines Gewaltmonopols, aber daher eben auch in möglicher Anwendung desselben, was zu dessen Begriff gehört, notgedrungen gegen diejenigen verteidigen, die sie gefährden oder, wie Breivik, abschaffen wollen zugunsten autoritärer, rassistischer, repressiver oder diktatorischer Formen. Demokratie „heilt“ nicht Gewalt mit „Liebe und Offenheit“, sondern sie setzt nicht sanktionierter Gewalt stärkere, durch eine pluralistische Gemeinschaft legitimierte Gewalt entgegen, indem sie das Gewaltmonopol der politischen Gemeinschaft dem Staat als Repräsentanten des Einzelnen zuspricht und es den Einzelnen untersagt, Gewalt zur Lösung von Problemen anzuwenden. Um dies zu gewährleisten, muss sie im Gegenteil geradezu aktiv von Begriffen wie „Liebe“, aber auch von übertriebener „Offenheit“ gegen ihre Feinde, die sie selbst sogleich ad absurdum führen würde, wohlbedacht Abstand nehmen. „Offenheit“ ist an sich kein universales oder verallgemeinerbares Gütekriterium, und sie hat im Alltag auch nur selten mit „Liebe“ zu tun; sie gilt in vernunftbasierten offenen Gesellschaften nur und ausschließlich jenen, die sich nicht gegen diese Offenheit als Grundprinzip selbst wenden.

5| Ungewollte Werte-Assimilation?

Im Gegensatz dazu konterkarierte die Transformation des Massenmörders Breivik zur populären, medial allpräsenten „Marke“, die – mit aktiver Unterstützung der norwegischen Regierung – geradezu zur negativen Projektionsfolie und zur programmatischen Affirmationsgrundlage von gesellschaftlicher „Offenheit und Liebe“ stilisiert wurde, die permanente Betonung der „gemeinsamen Werte“ durch die norwegische Führung. Im Gegenteil geriet die Selbst-

Mythologisierung der norwegischen „Heilungsbemühung“ nicht selten zum sozial disziplinierenden Volksslogan und damit zu einer unterschwelligen Werte-Angleichung, die paradoxerweise dem Kollektiv gegen den Einzelnen gewidmet war. Man konnte nämlich während des mediatisierten und ritualisierten Aufarbeitungs- und Bewältigungsprozesses nur allzu oft den Eindruck gewinnen, dass das *Breivik Massaker* nicht, wie von Egeland dargestellt, dazu diene, „die Bevölkerung *gegen* den Terror zu vereinen“, sondern vielmehr *anhand* und *mittels* dieses Terrors unter bestimmten Wertepinzipien anzugleichen und zu nivellieren. Für unabhängige und ideologisch „nicht-humanistische“ norwegische Zivilgesellschaftler zumal entstand über die 13 Monate zwischen Attentat und Prozessende nach und nach, je länger die Aufarbeitungs- und Erinnerungsempphase im öffentlichen Raum dauerte, der Eindruck, diese diene nicht nur der Einigung der Nation *gegen* den Terror, sondern sie erfolge *mittels* des Terrors zur Durchsetzung der „Kernwerte“ der regierenden sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu allgemeinen Grundwerten des Landes. Man mag davon ausgehen, dass dies nicht bewußt, sondern unbewußt geschah; das macht es aber nicht weniger zum Faktor des Vorganges.

Viele Norweger sahen die „Erinnerungs- und Aufarbeitungsekstase“ der Regierung daher zunehmend als (unbewußtes) Sozialregulativ und als Beispiel für die Allpräsenz einer alle Poren der Gesellschaft durchdringenden „weichen Macht“, die insofern problematisch ist, als sie „Wertekonsens“ nicht mehr institutionell, explizit (mittels Abstimmung), transparent und offen, sondern kulturell, implizit (mittels emotionaler Überzeugungs-Angleichung), sozialpsychologisch und unsichtbar herstellt. Es ist eine subtile Form der Kollektivierung, von der der französische Sozialphilosoph Michel Foucault bereits vor 30 Jahren behauptet hat, sie würde mittels des Appells an „humanistische“ Werte mehr an gesellschaftlicher Assimilation und ideologischer Anpassung erreichen als jede andere Form postmoderner Machtausübung, weil man ihr nicht widersprechen kann, ohne als Unmensch zu gelten. Egelands Darstellung, es sei Norwegen im Gegensatz zu den USA darum gegangen, „keinen Keil zwischen Regierung und Regierte zu treiben“, ist in dieser Sichtweise mehrdeutig: Der norwegischen Regierung ging es offenbar darum, „Regierung und Regierte“ im Namen „gemeinsamer Kernwerte“ wie zum Beispiel eines sozialdemokratisch gefärbten „Volkshumanismus“ zusammenzuschließen – ein Unterfangen, das aus entwickelter demokratischer Sicht im Prinzip nicht unproblematischer ist als das, wie George W. Bushs Sheriff-Prinzip der Konfrontation „einen Keil zwischen Regierung und (einen Teil der) Regierte(n) zu treiben“.

Ein solcher „Zusammenschluss“ zwischen Regierung und Regierten ist in den USA, wie Egeland ungewollt richtig hervorhob, in der Weise, in die die norwegische Regierung in Zusammenarbeit mit den Medien betrieb, tatsächlich weitgehend undenkbar. Obwohl anlässlich der Terrorattacken am 11. September 2001 entsprechende Versuche der konservativen Regierung George Bushs stattfanden und im Sinn einer „neuen nationalen Einheit“ und eines „unitarisch“ interpretierten Institutionen- und Machtsystems erfolgten, in der derjenige, der nicht für Krieg nach allen Seiten war, plötzlich „kein Amerikaner mehr“ sein sollte, und obwohl sich Bevölkerungen im Angriffsfall von außen immer eher hinter die bestehende Regierung scharen als diese zu kritisieren, war das auch 2001 in den USA nicht wie im Norwegen der Jahre 2011-12 der Fall. Vor allem: Ein Zusammenhalt der Bevölkerung konnte in den USA nicht ähnlich offen mittels des Appells an „gemeinsame universale Kernwerte“, „Solidarität“ und „Humanismus“ eingefordert werden, weil die USA ungleich größer und viel heterogener strukturiert sind, und zwar sowohl kulturell wie auch klassenmässig. Die USA sind als

radikale Individualitätskultur in ihrer öffentlichen Rationalität, einschliesslich der Medien, einerseits aufmerksamer auf derartige verborgene Assimilationsmechanismen als Norwegen – gerade weil die meisten Medien wie Fox oder MSNBC mittlerweile „Anschauungsmedien“ im Dienst der Republikaner oder der Demokraten sind und daher stets misstrauisch Vereinnahmungs- und Assimilierungstendenzen der anderen Seite ausspähen und öffentlich analysieren und kritisieren. Andererseits sind die USA eine Zukunfts-, keine Vergangenheitskultur: Verdrängen und Vergessen, um für das Kommende frei zu sein, spielen daher eine weit größere Rolle gegenüber dem Erinnern als in Europa. Drittens schliesslich haben die USA im Unterschied zu Europa aufgrund ihrer stärker sozialdarwinistischen Gesellschaftsstruktur eine derartige Vielzahl von Amokläufen und öffentlichen Massenmorden pro Jahr aufzuweisen, dass dies allein bereits eine ganz andere Haltung notwendig macht, will das Land praktisch nicht nur noch Tag und Nacht „Aufarbeitungsarbeit“ leisten und alles andere hintanstellen.

In der Tat könnte der Umgang mit Massenmorden von Einzelnen gegen die Gemeinschaft in der Individualitätskultur Amerika nicht verschiedener als in der Kollektivkultur Europa sein. Dieser unterschiedliche Umgang auch mit „Terror“ sagt im Vergleich viel über Europa und Amerika sowie die jeweils sehr unterschiedlichen Resilienzstrategien aus. Während diese in Europa auf das Erinnern und Durcharbeiten von Vergangenheit gründen, bestehen diese in den USA stärker auf dem bewußten Vorausschauen mittels Verdrängen und Vergessen des Vergangenen, um dem Neuen Raum zu schaffen, wobei dies natürlich eine typologische Vereinfachung ist, die auf beiden Seiten zahlreiche Ausnahmen hat und nicht flächendeckend angewandt werden kann. Dass sie aber im Prinzip der Fall ist - was den Dialog für die künftige Konzeption einer Resilienz für offene Gesellschaften interessant macht -, zeigt unter anderem die Gegenüberstellung des norwegischen Umgangs mit dem *Breivik Massaker* mit jenem der USA mit dem *Aurora Massaker*, zuweilen auch *Batman Massaker* genannt, weil es in einem Kino während der Premiere des Films *Batman: The Dark Knight Rises* erfolgte, in Aurora, Colorado. Beide fielen in etwa denselben Zeitraum 2011-12, wobei der *Aurora* Amoklauf kurz vor dem Prozeßende gegen *Breivik* am 20. Juli 2012 geschah. Beginnen wir, um die Reihenfolge zu wahren, bei *Breivik*.

6 Breivik: Ein lächelnder Mörder wird zur negativen Kultur-Ikone

Anders Breivik, wie die meisten historischen Massenmörder der westlichen Moderne von den Medien und ihren Eigenlogiken, die seltsamerweise (nur) ihnen selbst meist entgehen, ehrfurchtsvoll stets auch mit seinem zweiten Namen bedacht, also „Anders Behring Breivik“, wurde 13 Monate nach den „Anschlägen“ für 77 Morde an Zivilisten und meist an Minderjährigen, Anschlags auf Parlament und Regierung und weitreichende Sachzerstörung zur Höchststrafe von im „milden“ Norwegen zusammen nur 21 Jahren (!) Gefängnis verurteilt, was streng numerisch weniger als 4 Monaten pro Mord entspricht – in den USA wären es vermutlich, je nach Bundesstaat, 100 mal lebenslänglich oder die Todesstrafe gewesen. Dass er vom halbsozialistischen norwegischen Rechtssystem zudem wider Erwarten für zurechnungsfähig und damit „schuldfähig“ erklärt und in einen – eigens für ihn gebauten – Sicherheitstrakt eines Gefängnisses statt in eine Anstalt für „abnorme Rechtsbrecher“ eingewiesen wurde, werteten sowohl die Richterin Wenche Elizabeth Arntzen wie 72 Prozent der norwegischen Bevölkerung als „Sieg der Gerechtigkeit“. Dass das norwegische Recht keine lebenslange Haft vorsieht und Breivik bei guter Führung trotz

angekündigter Sicherheitsverwahrung bereits nach 10 Jahren eine bedingte Haftentlassung beantragen kann, wurde international mit Kopfschütteln bedacht, zumal der Täter an sämtlichen Überzeugungen festhielt, keine Reue zeigte, seine Tat als richtig bezeichnete, ein umfassendes ideologisches Pamphlet zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte und stets betonte, er würde exakt wieder so handeln.

Dass ihm selbst überdies von der überaus behutsamen Polizei während der Tat kein Haar gekrümmt wurde, feierte Breivik selbst als seinen „ultimativen Triumph“, da er dies als selbsternannter Heilshüter als Bestätigung seiner „eigentlichen, naturgemässen Einheit“ mit Polizei und den „wahren Hütern des Staates“ ansah. Nur ein Paradoxon unter vielen war, dass Breivik die Strafe mit allen Mitteln als schuldfähiger - und damit ernstzunehmender - „politischer Aktivist und Ideologe“ erhalten und abbüssen muss, womit aus seiner Sicht dann seine Tat „gerecht gesühnt“ sei und er anschließend als „Gerechter“ in die Welt hinaustreten könne, der wie ein echter Ritter seine Pflicht sowohl in Tat wie in Sühne vollzogen habe, ohne zu murren. Dass Breivik sich bereits nach wenigen Monaten immer wieder öffentlich über die Haftbedingungen in der eigens für ihn errichteten Anstalt zu beschweren begann und fehlenden Internet-Zugang sowie Luxusgüter beanstandete, obwohl die Gefängnisse in Norwegen zu den bestausgestatteten und „humansten“ der Welt gehören, war da nur ein Widerspruch unter vielen, über den sich das Publikum nicht einmal mehr wunderte:

„In einem 27-seitigen Brief an die Gefängnisverwaltung (im November 2012) schrieb Breivik unter anderem, er sei frustriert, dass die Wärter seinen bis auf die Minute genau festgelegten Tagesplan nicht berücksichtigen und er sich täglich einer Leibesvisitation unterziehen müsse. Außerdem beklagte er, dass er keine Leselampe zur Verfügung gestellt bekomme, nur eingeschränkt Süßigkeiten erhalte und die Wärter ihm kalten Kaffee servieren. Die Sprecherin des Gefängnisses Ila, Ellen Bjercke, sagte, die Anstalt habe die Haftbedingungen für Breivik nicht geändert. Allerdings wurde ihm kürzlich erlaubt, normale Kugelschreiber anstelle von Sicherheitsstiften aus Gummi zu benutzen. Dass er bis dahin nur einen Gummistift benutzen durfte, nannte Breivik einen ungeheuerlichen Akt des Sadismus“ (DAPD 2012).

Bereits vorher zeugten die Argumentationen des Extremisten von weitreichenden Widersprüchen, die das norwegische Gericht allerdings weitgehend ernsthaft und eingehend diskutierte:

„Der Rechtsextremist hatte gestanden, am 22. Juli 2011 bei einem Bombenanschlag in Oslo und dem anschließenden Massaker im Jugendlager der sozialdemokratischen Arbeiterpartei auf der Insel Utøya insgesamt 77 Menschen getötet zu haben. Dennoch plädierte er auf Freispruch wegen ‚Notwehr‘, da er mit seinen ‚präventiven Angriffen‘ das norwegische Volk, dessen Kultur und Land vor einer drohenden Islamisierung bewahren wollen. Mit dem Urteil ging ein aufsehenerregender Prozess zu Ende. Im Zentrum stand die Frage, ob Breivik für zurechnungsfähig erklärt wird und ins Gefängnis muss oder ob das Gericht Unzurechnungsfähigkeit feststellt und ihn in eine Psychiatrie einweist. Dazu gab es zwei entgegengesetzte Gutachten.

Breivik nahm den Urteilspruch mit einem Lächeln auf, nachdem er zu Sitzungsbeginn einen rechtsextremen Gruß gezeigt hatte. Später ließ er durch seinen Anwalt Geir Lippestad mitteilen, dass er nicht in Berufung gehen wolle, ‚jetzt, da er als zurechnungsfähig eingestuft wurde‘. Die Feststellung seiner Zurechnungsfähigkeit war Breivik immens wichtig, damit seine Ideen, die er auf

mehr als 1500 Seiten in einem rassistischen ‚Manifest‘ darlegte, nicht als Wahnvorstellungen eines Geisteskranken abgestempelt werden. Breivik hatte während des Prozesses mehrfach provoziert und hielt daran auch zum Abschluss fest. Er entschuldigte sich bei ‚militanten Nationalisten‘, dass er nicht noch mehr Menschen getötet habe, sagte Breivik.

Überlebende des Massakers von Utøya meldeten sich nach dem Urteilsspruch im Kurznachrichtendienst Twitter zu Wort. ‚Jaaaaaaaaa!!!‘, twitterte Emma Martinovic. ‚Vorbei. Punkt‘, schrieb Viljar Hanssen, dem Breivik auf Utøya eine Kugel in den Kopf schoss. ‚Jetzt kann das Leben beginnen‘, schrieb Ingrid Nymön über den Kurznachrichtendienst. Auch Knut Storberget, der zum Zeitpunkt der Anschläge Justizminister war, begrüßte das Urteil: ‚Es ist die schwerste Strafe, die er bekommen konnte‘, sagte er dem Sender TV2“ (AFP 2012a).

7 | Breivik als Teil der (post-)modernen Mythengeschichte Europas

„Vorbei. Punkt“? Wohl kaum. Denn das wäre die amerikanische Variante, nicht die europäische. Neues Leben, also: Zukunft, die das Trauma (bis zu einem gewissen Grad) ersetzt? Offener Horizont statt allpräsenze Vergangenheit? Unwahrscheinlich im Rahmen der europäischen Erinnerungsstrategie von Resilienz. So verständlich die Sehnsüchte der Überlebenden nach einem Schlusstrich und Neuanfang waren und bleiben: gerade der 13-monatige „Aufarbeitungs“-Prozeß hat mit dafür gesorgt, dass mit Breivik nie mehr Schluss sein wird. Und dass das Leben – nicht nur der Überlebenden – nie mehr „jetzt“ beginnen kann, nie *ohne* Breivik, sondern immer nur *nach* und also *mit* Breivik.

Breivik hat in der Tat eher als mit der Tat selbst mit diesem Urteil wie mit dem beispiellosen „Heilungs“-Prozess der norwegischen Regierung europäische und Weltgeschichte gemacht: Postmoderne Mythengeschichte zumindest, negative Identitätsgeschichte, kontextpolitische Geschichte – obwohl er derjenige ist, der es wohl am wenigsten verdient, beachtet und erinnert zu werden oder gar das gesellschaftliche Unbewusste zu verändern. Die mediale Allpräsenz Breiviks in Fernsehen, Radio und Zeitungen, mit Foto und Bildunterschrift, ja sogar mit jederzeit im Internet abrufbaren Videos seiner Tat, gefilmt von einem Hubschrauber in Echtzeit, wurde von Regierung und Publikum als notwendiger Teil „kollektiver Verarbeitung“ und „neuer Konfliktkultur“ akzeptiert und gefördert – millionenfach über viele Monate hin. Doch was wurde damit erreicht?

Vermutlich nicht zufällig lautete die wichtigste Meldung des Tages der BBC London vom 5. August 2012, dass am Tag der Urteilsverkündung „eine wütende Menge Norweger“ (es war nicht ausdrücklich die Rede von Rechtsradikalen) durch Oslo zogen mit den Parolen Breiviks gegen Ausländer und Immigration (Oraviita Eriksen 2012). Ob und inwieweit Breivik durch die just in der Woche des dritten Jahrestags seines Anschlags, am 25. Juli 2014, erfolgte massive Aufstockung des Polizei- und Militäraufgebots sowie die Schließung der jüdischen Museen in Norwegen, darunter derjenigen in Oslo und Trondheim, aufgrund öffentlich gemachter Geheimdienstberichte über mögliche Anschlagpläne von aus dem syrischen Bürgerkrieg zurückkehrenden Islamisten (APA 2014) indirekt in Teilen der Bevölkerung rehabilitiert wurde, bestehen unterschiedliche Sichtweisen. Sollte es allerdings zumindest teilweise der Fall sein, war es nur möglich, weil Breivik über Monate hin seine Gründe öffentlich in allen Details der Bevölkerung darlegen konnte. Doch die Distribution von Parolen mittels charismatischer Überhöhung und medialer Allpräsenz und mehr als ein Jahr langer

öffentlicher Meinungsäußerung, Rechtfertigung und Propaganda des Mörders war der Preis, so sagte man, für den „norwegischen Weg“ der Verarbeitung.

Irgendwann aber stellte sich unabhängigen Beobachtern die Frage: Warum diese im Vergleich extreme Insistenz auf Erinnerung und Bilderzeugung? Warum war „Verarbeitung durch Erinnerung“, die noch dazu überwiegend auf die Einzelperson Breivik bezogen erfolgte, so außerordentlich wichtig, dass sie bei kaum gegenläufigen Stimmen die gesamte Öffentlichkeit beherrschte und alle anderen Gesellschaftsthemen Norwegens an den Rand drängte – wenn dann doch eine vergleichsweise milde Strafe für einen inzwischen zum (negativen) Star gewordenen Massenmörder das Ergebnis war? Was galt es hier eigentlich zu „verarbeiten“, was dagegen „aufzubewahren“, und was „für immer zu erinnern“ (Stoltenberg)? Und was zu welchem Zweck? War es tatsächlich „nur“ das Massaker? Oder war das Gesamtunternehmen, bewußt oder unbewußt, wichtigeren Zielen gewidmet? Und wenn ja, welchen? Der „Reaktivierung eines gesellschaftlichen Humanismus“, so wie ihn der „rechte“ Flügel der norwegischen Sozialdemokratie (Arbeiterpartei), dem Stoltenberg zugehört, in einer Mischung aus „rechter“ Volksnähe und „linkem“ Kollektiveidealismus versteht? Und zwar mittels der Propagierung einer an „unsere gemeinsamen Kernwerte“ angleichungsfähigen politischen Korrektheit, die unter „normalen“ Bedingungen in einer reif ausdifferenzierten Demokratie als politisch inkorrekt gelten könnte?

Doch auch für jene, die nicht sogleich Hamlets „Es ist was faul im State Dänemark“ mithören wollten, sondern ruhiger und nüchterner blieben, stellten sich am dritten Jahrestag des Massakers im Juli 2014 manche Fragen: Ist wirklich alles so sanft und heilend verlaufen, wie es die norwegische Regierung propagierte? Hat am Überschneidungspunkt von Konflikt und Kultur (Zivilreligion) Norwegen schlicht und einfach alles „richtig“ gemacht, besser als alle anderen vorher?

Man schien und scheint bis heute zumindest in Kontinentaleuropa – also dem heute weltweit einzigen Kontinent mit der (trügerischen) Sozialatmosphäre einer gleichsam unverlierbaren, allpräsenten physischen Sicherheit bei wenig eigener Sicherungsleistung (Leonard 2012) – versucht, dem zuzustimmen. Aber kann sozialpsychologische „Befriedung“, weltanschauliche Vereinheitlichung und kollektiver Schulterschluss, bei allem Mitgefühl und aller Sympathie für den norwegischen Weg, wirklich die ganze Wahrheit an Resilienzgewinn gewesen sein?

8 | Die Geschichte von Nationen „direkt und für immer“ prägen – durch Terror?

Es ist unwahrscheinlich, dass jede andere globale Gesellschaft die Art und Weise des Breivik-Prozesses in seinem Gesamtverfahren, seiner Dauer und seiner öffentlichen Wirkungs-Intensität auf die allgemeine Kulturpsychologie als angemessen, geschweige denn als „rein positiv“ angesehen hat, wie es vor allem von zentraleuropäischen Medien impliziert wurde. Die meisten „Anderen“ sahen das norwegische Verfahren vielmehr als Inbegriff und Ausdruck eines ins Extrem gedachten und praktizierten „weichen“ postmodernen Dekonstruktivismus, den es als prägenden zivilreligiösen Gesellschaftsfaktor so nur in Europa gibt – und der sich gerade in solchen durch die Überschneidung von medialen und politischen Interessen entstehenden Extremformen kulturell und gesellschaftlich selbst zu unterminieren beginnen könnte. Inwiefern?

Nicht nur bezogen auf den Täter, sondern auch auf den „Befrieder“ spielte Personalisierung eine wesentliche, vielleicht überproportionale und als solche nicht unbedingt resilienzförderliche Rolle. Ministerpräsident Jens Stoltenberg von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, seit 2009 zum dritten Mal im Amt, wurde in den dreizehn Monaten „Bewältigungsarbeit“ für sein umfassendes, „schwaches“ und sanftes – und medial auf weltweiter Ebene allpräzentes – „Aufarbeitungsmanagement“ des Breivik-Massakers viel gepriesen, vor allem von der internationalen Sozialdemokratie. Viele Norweger meinten wie Stoltenberg, Europa habe damit der Welt ein Beispiel für innovatives, weil kulturell zentriertes Konfliktmanagement und Resilienzförderung gegeben. Aber stimmt das auch?

Der Zweifel sind viele – vor allem außerhalb Norwegens und Kontinentaleuropas. Stoltenberg sagte so lange, bis jede Norwegerin und jeder Norweger und viele Europäer es auswendig konnten: Breivik habe ein tiefgreifendes kollektives Trauma in der Geschichte des Landes Norwegen erzeugt, ja er habe die zeitgenössische Geschichte Norwegens und Europas „direkt und für immer“ geprägt. Eben durch seine Zerstörungsabsichten seien aber umgekehrt gerade die gemeinschaftlichen, toleranten, ja im Grunde proto-sozialistischen „Werte“ an der Wurzel des Landes gestärkt worden, und zwar beispielhaft für Europa, so Stoltenberg. Mit anderen Worten: Die grundlegenden zivilreligiösen „Werte“ seien mittels eines aktuellen, schockierenden Gründungsmythos erst recht im Lande verankert worden. Wenn dieser Ereignis-Mythos auch negativ sei, so habe er, so der Tenor der Darstellungen Stoltenbergs, also letztlich doch Positives bewirkt für die gesamte Geschichte und Zukunft der norwegischen Gesellschaft, ja vielleicht sogar für Europa insgesamt. Darin liege der Trost des Geschehenen, und auch die „Substanz“ des Widerstandes. Entstanden sei ein neuer Ursprungsmythos für die Zukunft „natürlicher“ volkssozialistischer Werte.

Das Problem ist, dass derartige Botschaften, auch wenn sie wie implizit bei Stoltenberg und Anhängern zur „geistigen und kulturellen Botschaft des modernen Norwegens“ hochstilisiert wurden und dabei vorgaben, nur „Spiegelbilder des Realen“ zu sein, Realität niemals einfach nur abbilden. Vielmehr erzeugen Analysen und Tatsachenfeststellungen, wie das Beispiel Samuel P. Huntington über eineinhalb Jahrzehnte vielleicht am besten zeigte, Realität stets zugleich selbst aktiv mit – vielleicht sogar mehr, als sie sie abspiegeln. Analysen, zumal öffentliche, bilden Realität nicht nur ab, sondern schaffen sie zugleich erst.

Hat Stoltenberg also mit seiner Rede die „geschichtsverändernde“, einen neuen Ursprungsmythos implizierende „negative“ Aufwertung des Massenmörders Breivik weniger konstatiert, als selbst vollzogen – auch wenn es durch die Tat selbst zunächst vielleicht gar nicht in dieser Weise der Fall war? Hat Stoltenberg also Breiviks Tat in ehrlichem Resilienzbestreben tragischerweise letztlich erst vollends zu dem verholfen, was sie anstrebte, aber als solche – vor jedem „common sense“ und einfachem Realismus – niemals erreicht hätte? Wie anderes wäre es zu erklären, dass die feige Tat eines einzelnen, mit Waffengewalt 77 Unschuldige zu ermorden, plötzlich „die Geschichte moderner Nationen direkt und für immer“ prägen soll? So einfach ist das also? Ich nehme ein Gewehr, erschieße so viele Unschuldige wie möglich – und präge damit die moderne Geschichte ganzer Nationen? Keine Anstrengung, keine Arbeit, kein Lernen, kein vertieftes Verstehen – nur einfach

einen Tage lang morden? So schnell und „direkt“ geht das also? Wer würde nicht so viel für so wenig erreichen wollen?

Die notwendige Antwort auf diese Fragen schmerzt, aber sie ist die logische Folge der Rhetorik Stoltenbergs: Wenn ich so viel mit so wenig erreichen kann, dann gibt es wenige Alternative dazu, es zu tun. Breivik hat es getan. Also hat Breivik viel erreicht. Darunter ist auch die Stärkung der Resilienz Norwegens, die sich aus der Antwort auf seine Tat ergibt. Das ist nicht die Aussage Stoltenbergs, und auch von niemandem anderen. Aber sie ergibt sich unausweichlich aus der von der norwegischen Regierung in Gang gesetzten öffentlichen Argumentations-Maschinerie.

9| Begriffliche Resilienzdefizite: Massenmörder oder Attentäter?

Dazu kamen erhebliche begriffliche Resilienzdefizite. Darunter war die ständige, 13-monatige Bezeichnung des Massenmörders als „Attentäter“ durch die von der Regierungs-Rhetorik massiv in Bann geschlagenen nationalen und internationalen Medien, die der allgegenwärtigen Rede von „die Menschen“ komplementär entsprach und der Bevölkerung geradezu bis zur Besinnungslosigkeit ins Unterbewusste eingehämmert wurde.

Auch dieser Begriff war Teil eines großen, vielleicht in der jüngsten Geschichte des Aufstiegs von Kontextpolitiken beispiellosen Missverständnisses. Der Begriff des „Attentäters“, nicht zufällig von der Mehrheit der Jugendlichen mit einem der erfolgreichsten Computerspiele aller Zeiten, „Assassins Creed“ eher positiv – nämlich aus der subjektiven Sicht des Helden – assoziiert, war der Sache nach ambivalent. Denn er bestätigte die Absichten und Selbststilisierungen, ja Selbstmythologisierungen des Attentäters eher, als sie zu wiederlegen. Ein „Attentäter“ ist streng genommen noch kein Mörder, kein Terrorist, kein Fremdenhasser, kein Rechtsradikaler und auch kein gefährlicher Psychopath. Gerade die extreme numerische Präsenz des Diskurses über den Massenmord lässt die Diskrepanz zur Ungenauigkeit, ja zum Verfälschungscharakter der zentral verwendeten Begrifflichkeit umso problematischer erscheinen; die mediale Extase der Medien widersprach offenbar proportional ihrer konzeptuellen Schlampigkeit.

Die Begriffsverwirrung wird insbesondere dann deutlich, wenn man im größeren Zeitkontext bedenkt, dass in Zentraleuropa seit dem Zweiten Weltkrieg für Soldaten, die für die offenen Gesellschaften gegen deren Feinde kämpfen und die sich dabei in einem aufgrund seiner Asymmetrie besonders erbarmungslosen Krieg befinden, in dem sie umkommen, zur Vermeidung des missliebigen (und unterschwellig als historischer Reizbegriff empfundenen) Wortes „Krieg“ meist die Bezeichnung „bei Attentaten ums Leben gekommen“ statt „im Krieg gefallen“ verwendet wird, so etwa in Afghanistan oder im Irak. Eine Misskonzeption stützt hier die andere: die der Kriegshandlungen, die zu Attentaten verharmlost werden, und die des inhumanen Massenmörders, der zum Attentäter aufgewertet wird.

„Attentäter“ aber klingt ganz nach der von Breivik immer behaupteten asymmetrischen und dabei antizipativen Kriegsaktion (Münkler 2006). Das spricht hier der Realität in Wirklichkeit aber Hohn, da es sich um den feigen Massenmord eines erwachsenen Bewaffneten gegen unbewaffnete,

hinterücks und ohne Vorwarnung überfallene Jugendliche und Kinder handelte, also um eine „Asymmetrie“ zu seinen Gunsten. Breiviks eigenen Intentionen und seiner (im psychoanalytischen Sinne im exakten Sinne) „perversen“ (Lacan-Encyclopedia 2014) Identitätsbildung jedoch entsprach die Bezeichnung als (noch dazu „politischer“ oder sogar „wertepolitischer“) „Attentäter“ vollkommen: Er war, im besten historischen Sinn des Wortes, in seiner Selbstdarstellung ein „Assassine“, das heißt einer, der aus politischen Motiven legitime, wenn auch notgedrungen aufgrund Zeitlage und Machtkonstellation „asymmetrische“ Kriegshandlungen vollzog, um beim „Feind“ bewußt und aktiv Massentraumen zu erzeugen, die ihn lähmen und seinen Niedergang einleiten sollten. Das Tragische ist, dass Breivik in dieser seiner begrifflichen Selbstlegitimation zumindest in seiner eigenen Wahrnehmung von den Medien, den Gerichten und, daraus abgeleitet, schließlich auch vom offiziellen Sprachgebrauch unterstützt wurde. Einmal in die Köpfe eingebrannt, konnte der Massenmörder an Unschuldigen bei der Urteilsverkündung und -begründung im August 2012 mit gleichsam offiziell anerkanntem Status als „Attentäter“, das heißt als „asymmetrischer Krieger“ stolz die rechte Faust zum feierlichen Gruß ans seine verborgenen und offenen Verbündeten erheben.

Ein Gesamtvorgang, der weltweit für Kopfschütteln sorgte – außer im offenbar in vielerlei Hinsicht ganz „anders“ als der Rest der Welt tickenden Europa, das sich von der übrigen Weltgemeinschaft, welche Mörder gewöhnlich ächtet, eben um ihre Stilisierung zu Märtyrern und Mythologieproduzenten zu vermeiden, gerade in den kulturpolitischen Besonderheiten dieses Prozesses als mittlerweile völlig abgekoppelt und alleinstehend erwies – und dies offenbar vor lauter Beschäftigung mit sich selbst noch nicht einmal wirklich bemerkte.

Im Gegenteil: Manche „mediale Aufarbeitungsarbeiter“ gingen in „postmodern“-dekonstruktivem Übereifer sogar so weit, Breivik nicht einmal mehr als „Attentäter“, sondern gar nur mehr als „Gewalttäter“ zu bezeichnen. Wenn es je eine Beschönigung von Realität gegeben hat – hier war sie, in einer Weise, die nicht nur den Opfern, sondern der Grundidee offener Gesellschaften an sich Hohn sprach, sprachlich verwirklicht. Das war mutmasslich nicht zuletzt der ideologischen „Althumanismus“-Ekstase in der Bewältigungs-Arbeit geschuldet: „Humanismus“ in altbackener Sicht bedeutet „Abschwächung“, Korrektur in Richtung „politische Korrektheit“, sowie „Sanftheit“, „Menschlichkeitszuschreibung“ und Beschwichtigung als Methode. Und die Norweger und Europäer merkten nicht einmal, dass ihnen eben damit dieser Prozess, im wahrsten Sinne des Wortes: nämlich begrifflich und mit allen entsprechenden Implikationen und Folgen, den (konzeptuellen) Boden unter den Füßen wegzog.

10 | „Die norwegische Mentalität“: Rückfall in das Resilienzkonzept der Nachkriegszeit?

Der norwegische Schriftsteller Karl Ove Knausgård erklärt die Widersprüche in der begrifflichen Behandlung des Massenmörders Breivik nicht nur mit medialen Mechanismen, sondern auch mit lokalen Charakteristiken: mit den weiterwirkenden Grundlagen dessen, was er die „norwegische Mentalität“ des Kollektivs nennt. Diese hat laut Knausgård ihren Ursprung in der traditionellen „skandinavischen Kultur“, welche in widersprüchlich gewordenen Schichten bis heute weiterwirkt:

„Du sollst nicht glauben, dass du etwas Besonderes bist. Du sollst nicht glauben, dass du genauso viel bist wie wir. Du sollst dir nicht einbilden, dass du besser bist als wir. Du sollst nicht glauben, dass du mehr bist als wir. Du sollst nicht glauben, dass du zu etwas taugst. Du sollst nicht glauben, dass sich irgendjemand um dich kümmert.“ So lauten sechs der Gebote des sogenannten Janteloven, des Jante-Gesetzes, das der dänisch-norwegische Schriftsteller Aksel Sandemose 1933 niedergeschrieben hat. Ausgangspunkt des Janteloven war zunächst eine Kleinstadtmentalität, eine Gesellschaft, in der jeder jeden kontrolliert, in der das kollektive Ganze das Individuelle erstickt, in der der Preis für die Freiheit eines einzelnen Menschen im Ausgestoßensein besteht. Doch die Auswirkungen des Gesetzes gingen weit über das hinaus, worauf Aksel Sandemose damals so exakt mit dem Finger zeigte: Es galt für eine ganze Kultur, die skandinavische Kultur, die noch immer intakt war, als ich in den Siebzigerjahren aufwuchs.

Du sollst nicht glauben, dass du etwas Besonderes bist, du sollst nicht glauben, dass du besser als andere bist, das war der Refrain meiner Kindheit, und es brauchte nicht mehr als eine etwas übertriebene Mütze oder eine auffällige Hose, um dies zu hören zu bekommen, um schief angesehen oder im schlimmsten Fall übersehen und ausgestoßen zu werden. ‚Er glaubt, etwas Besonderes zu sein‘, war so ziemlich das Schlimmste, was sich über jemanden sagen ließ...

Warum war Ruhm... in Norwegen etwas Unfeines, Inakzeptables und im Grunde genommen Unmoralisches? Es gab durchaus berühmte Menschen, berühmte Musiker und Sporthelden, die von allen verehrt wurden, und es gab das Königshaus. Aber all diesen von der Gesellschaft Erhöhten war gemeinsam, dass sie Wert darauf legten, so zu sein wie alle anderen. Sie waren anspruchslos, bescheiden und volkstümlich, weder hochnäsig noch arrogant – sie tappten mit anderen Worten niemals in die Falle zu glauben, etwas Besonderes zu sein. Sehr genau achteten sie darauf zu zeigen, wie gewöhnlich sie waren. Das ikonische Bild von König Olav stammt nicht von der Krönungszeremonie, als er mit dem Pomp und der ganzen Pracht des Königsamtes auftrat, sondern aus der Zeit der Ölkrise 1972, als er mit einem Anorak bekleidet in einer Straßenbahn sitzt und dem Kontrolleur wie jeder andere seinen Fahrschein zeigt. Aufgrund dieses Fotos wurde und wird König Olav geliebt. Der Volkskönig wird er genannt...

Die Mentalität, die das Janteloven prägt, hat ihre Wurzeln offensichtlich im Protestantismus: Du sollst hart arbeiten, du sollst genügsam sein, du sollst dich nicht über andere erheben. Im skandinavischen Wohlfahrtsmodell, wie es in der Nachkriegszeit entstanden ist, traf die protestantische Ethik auf den Solidaritätsgedanken der Arbeiterbewegung, wo es immer wichtiger war, ‚einer von uns zu sein‘, als für sich zu bleiben.

Das Resultat ist das staatliche Gesundheitswesen und das staatliche Schulsystem, gratis für alle, ohne Privilegien für Einzelne. Staatliches Fernsehen und Radio, staatliche Eisenbahnen und Telekommunikation, staatlich subventionierte Wohnungen und Landwirtschaft. Und ein staatlicher Gedanke: Niemand ist besser als andere. In den Schulen kam es dadurch zum Ausdruck, dass kein Schüler mehr Noten bekam, niemand wurde vor seinem dreizehnten Geburtstag beurteilt. Es sollten keinerlei Unterschiede bei der Bevölkerung gemacht werden, und schon gar nicht bei den Kindern...“ (Knausgård 2014).

Zweifellos ist dies einer der Ursprünge, die in den Denkweisen und „Heilungs“-Strategien der zum Zeitpunkt des Breivik-Prozesses regierenden norwegischen Arbeiterpartei (Labor Party) unter Jens Stoltenberg weiterwirkte: Gemeinschaft als gleichsam „natürlicher“ Schutzreflex, ebenso wie der Appell an „unsere unverlierbaren Werte“, die im Solidaritäts- und Wohlfahrtsgedanken der Arbeiterbewegung liegen. Bei Stoltenberg, Vertreter des rechten Parteiflügels der Linken, nahm dies in ebenfalls „natürlicher“ Weise populistische Züge an. Ein drittes mitspielendes Element: das ausdrücklich ethische, das immer wieder rhetorisch thematisiert wird, ist jedoch ein Faktor, der seine Ursprünge nicht in der Nachkriegszeit, sondern erst in den 1990er Jahren hat. Denn in den 1990er Jahren begann sich der norwegische Kollektivismus unter dem Eindruck der Modernisierung zu relativieren:

„In den Achtziger- und Neunzigerjahren änderte sich dieses Bild. Es fand eine symbolische Beerdigung des Janteloven statt, die zehn Gebote wurden, eingemeißelt in Stein, im Meer versenkt, und die norwegische Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland sprach bei den Olympischen Spielen 1994 in Lillehammer die geflügelten Worte: ‚Es ist typisch norwegisch, gut zu sein‘“ (Knausgård 2014).

Nicht mehr das Kollektiv war also ab nun der Maßstab aller Dinge, sondern der Charakter Norwegens, gut zu sein.

Erst die Kombination dieser Elemente erklärt den ideologischen und sozialpsychologischen Hintergrund, vor dem die „Heilung“ des Breivik-Attentats laut der norwegischen Regierung erfolgen sollte. Zwar finden sich, historisch anders gelagert und zusammengesetzt, ähnliche Konstellationen – vom Kollektivismus mitsamt einer offenen oder schleichenden Assimilationsmentalität der 1950er Jahre hin zu einem Abschied von ihm zugunsten größerer Individualisierung um den Preis der „Ethisierung“, die an die Stelle der Kollektivismus tritt, auch in anderen europäischen Gesellschaften, etwa in Deutschland oder Österreich. Trotzdem muss die Frage erlaubt sein, inwieweit die im Falle Norwegens zutage tretende soziale und kulturelle Identitätsentwicklung tatsächlich im Hinblick auf ihre Resilienzfunktion verallgemeinerbar ist. Breivik selbst war laut Knausgård bis zu einem gewissen Grad Ausdruck dieser „skandinavischen Mentalität“, vor allem aber ihrer mit der Modernisierung immer stärker hervortretenden Widersprüche:

„Im Herbst erschien Åsne Seierstadts Buch über den Massenmörder Anders Behring Breivik in Skandinavien, der vor (drei) Jahren neunundsechzig Jugendliche auf der Insel Utøya vor Oslo ermordet hat. Es heißt ‚En av oss‘ (*Einer von uns*), eben weil Breivik in vielerlei Hinsicht vollkommen gewöhnlich auftrat, ein junger Mann aus der Mittelklasse, aufgewachsen in einem Wohlfahrtsstaat am Rande Europas.

Das Interessanteste an dem Buch ist, wie Seierstad (Breiviks) Weg zum Extremismus und seinen Verbrechen beschreibt, wie Breivik immer gesehen werden wollte, wie stark dieser Wunsch in ihm gewesen ist, und wie er ständig übersehen und ignoriert wurde. Mit ihm rechnet man nicht, er wird mehr und mehr isoliert, bis er sich schließlich allein in einem Raum befindet, vor einem Bildschirm, wo er ein ganzes Jahr von morgens bis abends ‚World of Warcraft‘ spielt. Er ist ein Niemand, und ein

Niemand zu sein, bedeutet tot zu sein, und wenn man tot ist, ist man jenseits von allem, man hat nichts mehr zu verlieren, alles ist möglich. Breivik ermordete (siebenundsiebzig) Menschen an diesem Tag, um gesehen zu werden; für ihn spielte es keine Rolle mehr, wie er gesehen wurde. In seinen eigenen Augen war er ein Held, ein Befreier, der Einzige, der Erwählte.

Eine derart psychologische Art der Betrachtung stößt immer auf Kritik, weil sie das ideologische und politische Moment nicht genügend berücksichtigt; so wird der Hass auf den Islam und die Fremdenfeindlichkeit verharmlost, deren Ausdruck dieses Verbrechen ebenfalls gewesen ist. Aber Ideologien sind lediglich eine Form, ein Rahmen, der mit Gefühlen gefüllt werden muss, um Kraft zu gewinnen und sich in Bewegung setzen zu können.

Eine offensichtliche Voraussetzung für die Untaten auf Utøya, eine Art Katalysator, der sie ermöglichte, waren die vielen Schulmassaker, die in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben, vor allem in den USA, aber auch in Finnland und Deutschland. Sie waren von keinerlei Ideologie geprägt, sämtliche Täter waren jung, und die meisten von ihnen in irgendeiner Form isoliert, einsam oder ausgestoßen.

Und ist die Barriere erst einmal durchbrochen, ergibt sich auf der Welt eine derartige Möglichkeit, dann ist die Schwelle niedriger, diesen Schritt zu tun. Das Massaker von Utøya wäre beispielsweise in den Fünfzigerjahren undenkbar gewesen, es gehört in unsere Zeit, es ist durch unsere Zeit geprägt, und das Ironische daran ist, dass Breiviks Ansicht nach ausgerechnet in den Fünfzigerjahren eine ideale Gesellschaft existierte, die er wieder einführen wollte“ (Knausgård 2014).

Wenn dem so ist: dann hätte Breivik doch im Namen der Wiederherstellung des „nationalen“ - oder bei ihm dann radikalisiert sogar „völkischen“ - Kollektivs, in dem niemand hervortritt und alle eins sind, selbst auch nicht derart radikal hervortreten dürfen? Wie ist es möglich, dass er übersah, dass er als einsamer Massenmörder sämtliche Gesetze des „Janteloven“, also des „traditionellen völkischen Humanismus“, denen er zur Renaissance verhelfen wollte, gerade mit seiner Tat durchbrach, ja den Todesstoss versetzte, da sich hier ein Einzelner gegen die gemeinschaftliche Ordnung stellte, ja sie – ganz allein, wie es scheint – mit Gewalt aufzuheben trachtete? War ihm nicht bewußt, dass er sich mit seinem Bemühen um die „totale Gemeinschaft der Gleichen“ gerade ausserhalb diese stellte – und also den Kreislauf zwischen Eingebettet- und Ausgestossensein nicht nur wiederholte, sondern ad absurdum führte? Vor allem: dass seine Tat die entsprechenden Widersprüche zwischen Kollektivismus und Individualismus zur Ikonologie des modernen Norwegen erheben sollte?

11 | Stilisierung Breiviks zum Helden: Ironie der Postmoderne oder Resilienzunfall?

Daraus liesse sich nun ein besonders provokanter Schluss ziehen, der sachlich und grundsätzlich möglicherweise ungerecht und überzogen ist, aber im Hinblick auf die Möglichkeit eines meta-lokalen und transnationalen Resilienzkonzepts früher oder später diskutiert werden muss.

Ironischerweise könnte das, was einerseits in der Tat Breiviks, andererseits in der darauf folgenden (ungewollten) Stilisierung Breiviks zum Helden geschah, aus paradigm- und kulturhistorischer Sicht

in mancherlei Hinsicht eine Folge der – direkten und indirekten – Apotheose des Einzelnen gegen die Gemeinschaft durch die „Postmoderne“ zwischen 1970 bis Mitte der 2000er Jahre gewesen sein. Das heisst nicht, dass eine Philosophie oder gesellschaftliche Weltanschauung „Schuld“ an dieser Entwicklung oder gar ihre einzige „Ursache“ war; es bedeutet aber, dass das Paradoxon des individualistischen Kämpfers für ein kollektivistisches Gemeinschaftsideal auch aus den Widersprüchen innerhalb der spätmodernen Paradigmatik demokratischer Gesellschaften hervorging. Diese Widersprüche bestehen in einem Kernaspekt eben in der Spannung zwischen einem Einzelnen, der sich nach Gemeinschaft sehnt, und einer Gemeinschaft, die den Einzelnen ins Zentrum stellt – womit ein ganz grundlegendes, konstitutives Element genannt ist, in das sich die Suche nach einem Resilienzkonzept für hoch entwickelte offene Gesellschaften heute zwangsläufig hineinstellt. Inwiefern?

Die „postmoderne“ Gesellschaftsideologie (Lyotard, Derrida, Lacan) (Aylesworth 2005) ging seit den anti-autoritären Revolutionen der 1960er und 1970er Jahre aus den Politiken der Pluralisierung, der Aufwertung des Partikularen und der Mikropolitiken der Verschiedenheit hervor. Darunter sind entscheidend Kulturpolitiken in Kombination mit Medienpolitiken, wie sie heute etwa von selbststilisierten Kulturikonen wie der Kunstfigur und Gewinnerin des Eurovision Song Contests 2014, Conchita Wurst, im öffentlichen Raum mittels Imaginationstrategien transportiert werden (Wurst 2014). Die Kombination von Partikularpolitiken mit Medienpolitiken wurde etwa vom Psychoanalytiker Slavoj Žižek als einseitig auf Kosten des Ganzen erfolgreich kritisiert (Žižek 2001). In der „postmodernen“ Gesellschaftsideologie zählt, wenn auch in anderer Färbung als im Konstruktivismus, das Partikulare und „Inkommensurable“ (Lyotard), und damit der Einzelne (fast) alles. Sein Bewusstsein entscheidet darüber, wer er ist und erschafft dadurch in gewisser Weise nicht nur sich selbst, sondern auch die Welt; vom Bewusstsein des Individuums ist alles abhängig, und sowohl „Gesellschaft“ wie das Sein selbst erweisen sich als sein (De-)Konstrukt. Wichtig ist daher, die Welt nicht als unabhängige Realität, sondern als von Begriffen und „Namen“ erschaffen zu denken, da es dann unendliche viele Realitäten entsprechend den Konstrukten der Einzelnen gibt, die ohne Hierarchie gleichsam anarchisch neben- und durcheinander bestehen. In einer solchen Realität kann man dann gewissermassen alles frei verändern, wodurch Pluralismus sich mit der Freiheit des Einzelnen verbindet. Konsens kann in einer konsequent pluralistischen Gesellschaft nicht mehr der Massstab guten Zusammenlebens oder gar des Politischen sein, sondern vielmehr der gerechte Umgang mit Dissens, oder, wie es Jean-Francois Lyotard in seinem großen Hauptwerk „Der Widerstreit“ benannte, mit dem „Widerstreit“ (Lyotard 1989).

Doch eben dieser Einzelne, in einer kollektivistischen Gesellschaft aufgewachsen, doch nun auf sich allein gestellt und in seine imaginären „Weltkonstruktionen“ vertieft, nimmt sich nun in Gestalt von Breivik das Recht, dieses Denken wörtlich zu nehmen und seinen künstlich erzeugten Welt-Raum eines „Ausländer-überfluteten Europa“ als Realität zu propagieren und dazu das Gegenteil gewalttätig durchzusetzen. Der Einzelne setzt die Idee einer „totalen“ Gesellschaft gegen die offene Gesellschaft durch – eine Ironie, in der sich die postmoderne Paradigmatik ad absurdum führt. Und die gleichzeitig die Identitätskonstruktion, Norwegen sei dadurch gekennzeichnet, dass es „gut“ sei, wiederholt – wenn auch in „perverser“ Form.

Auch die Apotheose des Einzel-Namens Breivik, analog zur berühmten, für das Selbstverständnis der „Postmoderne“ zentralen Maxime Jean-Francois Lyotards in seinem Hauptwerk „Der Widerstreit“ (1989): *Die Ehre der Namen retten*, geriet im Fall des Massenmörders zum selbstzerstörerischen Akt. Hier wurde der Name eines Einzelnen gewollt oder ungewollt nicht nur „gerettet“, sondern in eine Art Apotheose geführt: in eine gesellschaftliche Aura, weil dem Namen während des Verstehens-Versuchs zu viel Bewusstsein aus „dekonstruktiver“ Sicht zugewendet wurde – und er daher über-vorsichtig, zu bedacht, zu politisch korrekt und letztlich falsch verwendet wurde. Der Name eines individuellen Massenmörders geriet über eine „Aufarbeitung“, die diesem Einzelnen 13 Monate lang globale Aufmerksamkeit sicherte, unwillentlich zur *Rettung des Namens des Mörders*. Sie machte Breiviks Namen – in der heutigen Aufmerksamkeitsökonomie die zentrale Ressource jedes „Wertschöpfungsprozesses“ (Benedikter 2001) – konstruktiv, und ihn selbst zum Weltstar.

Man kann dies als Ironie der sich selbst zu Ende führenden Postmoderne ansehen, aber auch als schweren Resilienzunfall. Was unabhängige Beobachter außerhalb Europas zu den entsprechenden Mechanismen meinten, war im Wesentlichen viererlei:

Erstens habe sich Norwegen damit dem Diskurs des Attentäters indirekt – und vermutlich unwillentlich – angeschlossen.

Zweitens habe Norwegen unbewusst mehr als ein Jahr lang mutmaßlich weniger für sich, sondern eher für die zuschauende Welt eine riesige „Familien-Trauerfeier“ inszeniert, die alle berühren sollte nach ähnlichen Gesetzen wie die Abschlussfeier einer Olympiade (siehe London 2012).

Drittens seien die Jahresgedenkstage zur Umkehrung des Feiertags-Prinzips geraten: Vom Positiven ins Negative, von der kollektiven Erinnerung an das Gute in die kollektive Erinnerung an das Schlechte. Damit wurde das Negative in Gestalt der Ikonologie des Täters zum nationalen Feiertag, während überall anders Feiertage positiven Ereignissen in der Erinnerung der Nation gewidmet sind. Das können auch negative Ereignisse sein wie eine verlorene Schlacht oder ein Attentat, die sich dann aber auf den Gesamtverlauf besehen positiv auf die Geschichte der Nation auswirkten.

Dazu kommt *viertens* das „soap opera“ Motiv: Verankerung von Inhalten und „Namen“ findet nicht einmalig statt, sondern immer wieder über einen langen Zeitraum, und mittels eines Prinzips, das ebenfalls die „Postmoderne“ als Kernprinzip post-traditioneller Identitätsbildung unter mediatisierten Gesellschaftsbedingungen herausgearbeitet hat: „Differenz und Wiederholung“ (Deleuze 2007). Durch ständige Wiederholung bei nur „schwacher“ Differenz, welche „soap operas“ kennzeichnet, wird Dasselbe immer wieder neu erzählt und dadurch zum wiedererkennbaren Sicherungswert der eigenen Existenz und Identität. Immer wieder Dasselbe neu erleben, sorgt für Abwechslung in Stabilität, bestätigt aber vor allem das Unveränderliche und gibt Halt. Die riesigen „Breivik-Trauer-Feiern“ in Gestalt jahrelanger Aufarbeitung ohne jeden „entwickelnden“ Identitätswechsel des Täters oder der Gemeinschaft, im Gegenteil zur Bestätigung der Unveränderlichkeit und „Standhaftigkeit“ letzterer, aber auch ohne größeren Intensitätswechsel, waren explizit gedacht zur „Stärkung von Identität“. Sie funktionierten dabei frei nach dem Prinzip amerikanischer Fernsehserien als Einladung des imaginären Kollektiven an das Bewusstsein der Einzelnen, „sich Demselben zu ergeben“. Man vergesse nicht, dass auch nach dem dritten Jahrestag 2014 jährlich weitere Gedenkfeiern auf unbestimmte Zeit geplant sind, um das Thema unverändert

immer wieder neu in das kollektive Bewusste, mehr noch aber in das kollektive Unbewusste der norwegischen und europäischen Öffentlichkeit zu holen: um es zum „Unvergessbaren des Ein- und Dasselben“ zu machen, wie es scheint. Dieser Prozeß wird als „Resilienzstärkung“ verstanden.

Doch dabei stellt sich, unabhängig vom Prozessausgang in den Dimensionen von Sozial- und Kulturpsychologie, ob hier auf mittlere und lange Frist besehen tatsächlich Stärkung und nicht vielmehr Fixierung bei ungebührlicher Überhöhung stattfindet, und damit Resilienzschwächung durch Verhinderung von Hinter-sich-Lassen. Interessanterweise – und möglicherweise über den Fall Breivik hinausreichend, aber an diesem Kontur gewinnend – war die Sichtweise und Haltung der USA und Chinas dazu derjenigen Europas genau entgegengesetzt. Sie hielten die norwegische Vorgehensweise einer möglichst umfassenden „Aufarbeitungs-Vollständigkeit“, einschließlich des Bemühens um „heilende Präsenz der Vergangenheit für alle Zeiten“, im Prinzip - und durchaus mit einigen Variationen und Dissidentenstimmen - für eine Art Wahnsinn mit Methode: für ein Dekadenzsignal einer sich selbst ad absurdum führenden, überzogenen „Selbstreflexions“-Kultur Europas, die sich mit solchen Verfahren so weit in sich selbst verbohrt, bis sie sich durch Implosion selbst aufzulösen beginnt.

Man muss keineswegs dieser Meinung sein, denn es ist nur eine (hier zudem typologisch vereinfachte) Sichtweise, die andersartigen Gesellschaftsmodellen und ihren kulturellen und zivilreligiösen Grundlagen geschuldet ist; aber man sollte sie unter dem Resilienzgesichtspunkt zumindest im Prinzip und im Hinblick auf die künftige Diskussion um verallgemeinerbare Resilienz berücksichtigen.

12 | Amerika ist anders: „Batman“ und die Kulturpsychologie der USA

Man stelle daher dem norwegischen Verfahren nun zumindest aus Interesse am Experiment eines der jüngeren Massentraumen in den USA: jenes nach dem Amoklauf eines Einzeltäters in Aurora, Colorado, vom Juli 2012 gegenüber. Auch dabei handelte es sich ja um keinen „klassischen“ Amoklauf, sondern - wie bei Breiviks Tat - um eine wohlkalkulierte Mischung aus organisiertem Massenmord, Anschlag auf die geltende „Kultur“ und ihre Zivilreligion, und drittens um die rituelle Exemplifizierung der öffentlichen Entfesselung der angeblichen „Selbstbehauptung“ eines Einzelnen gegen die Gemeinschaft.

Am 20. Juli 2012 lief in einem Kino im Städtchen Aurora, im naturgeprägten US-Weststaat Colorado, während einer Mitternachtsvorführung der soeben lancierte Blockbuster-Film „Batman – Der dunkle Ritter erhebt sich“ (*Batman: The Dark Knight Rises*). Batman gilt als Inbegriff amerikanischer Populärkultur, die in ihren verschiedenen Produktionen nicht wie Zentraleuropa Märchen und nicht wie China Geschichten der List aus der Zeit der streitenden Reiche zur Grundlage hat, sondern Heldengeschichten, in denen stets ein Einzelner vor der Prüfung steht, sich gegen die Gemeinschaft durchzusetzen oder trotz der Gemeinschaft seine Ziele einer „besseren Welt“ und eines „besseren Lebens“ sowohl für sich wie für andere zu erreichen.

Dabei hat der Name „Batman“ eine charakteristische Doppelbedeutung, die auf das Prinzip und die Methode der Durchsetzung des Einzelnen verweist: „Batman“ bedeutet sowohl „Fledermausmann“ wie in seiner Aussprache „der böse Mann“. „Böse“ meint hier die Kombination zwischen

unkonventionell und gewalttätig, um das Gute zu erreichen. Das tut Batman, indem er das Recht in die eigenen Hände nimmt und dem Guten zur Durchsetzung verhilft, und zwar auf eigene Faust unabhängig und zum Teil sogar gegen die Exekutive, die Justiz und die öffentliche Meinung. Das Prinzip der radikalen Individualisierung des öffentlichen Gewaltmonopols mittels seiner Aneignung durch einen in seiner Ikonologie „im Namen (!) des Guten“ furchterregenden Einzelnen treibt das Individualitätsprinzip, das der US-amerikanischen Kultur und Zivilreligion, einschliesslich ihrer in der Verfassung verankerten Rechte, das eigene Glück zu verfolgen sowie des Besitzes von Waffen zur Selbstverteidigung, auf die Spitze und spielt es imaginär durch.

Darin spielt nicht nur die zivilreligiöse Selbstüberhöhung der US-Kultur zum „Land der Freien und Tapferen“ eine Rolle, sondern auch der mangels Aufarbeitung unbewußt gewordene Schatten des Völkermords an den ursprünglich mehr als 80 Millionen indianischen Ureinwohnern (Gesellschaft für bedrohte Völker 1992), der wie die Radikalisierung des Individualitätsprinzips zum Selbstangewiesenenprinzip (self reliance), das inhärent Expansive des „amerikanischen Traums“ der raumgreifenden Selbsterweiterung bei Überschreitung von Grenzen des Bekannten und Gegebenen (pursuit of happiness, going West, crossing borders) und der daraus abgeleiteten Universalisierung des Wettbewerbsprinzips (Meritokratie) auf Kosten kollektiver Solidarität zur größeren latenten inneren Gewalttätigkeit der US-Kultur im Vergleich zu Europa beiträgt. Diese Gewalttätigkeit spiegelt sich in den US-Heldengeschichten stets im Zentrum wieder, und ohne sie sind diese nicht denkbar, da sie sich im Kern stets mittels Gewalt verwirklichen oder ausdrücken. Die weitestgehende Verdrängung des Völkermords an den „Indianern“ aus der öffentlichen Rationalität der USA dient dazu, die Kulturpsychologie ganz auf das „Gute“ zu konzentrieren, das Negative und die entsprechenden Widersprüche auszublenden - und damit den „Weg nach vorne“ möglichst unbelastet frei zu machen, um aus der Zukunft das Neue in die Gegenwart hereinzuziehen auf Kosten der Vergangenheit, die deshalb aus der Gegenwart weitgehend verschwinden muss.

Eben in der Verdrängung des Vergangenen zugunsten der Zukunft besteht, gewollt oder ungewollt, der kulturelle Grundgestus der USA – ein Gestus, der sich ständig wiederholt und erneuert, und sich weit weniger reproduziert, da *solche* Grundverdrängung ein ebenso aktives wie passives Geschäft ist. Es gibt in den USA aber auch „eingebaute“ Gegentendenzen, vor allem in Bezug auf die eigene Staatsgeschichte, die wegen der kulturellen Selbstüberhöhung wie ein Kleinod gepflegt und gehortet wird. Dies alles ganz im Gegensatz zu Europa, das Gegenwart nicht nur in der Vergangenheit verankert erlebt, sondern geradezu aus der Vergangenheit hervorgehend und in ihr stärker verankert als in der Zukunft. Daher ist Europa - wiederum gewollt oder ungewollt - sehr stark mit reproduktiver Arbeit beschäftigt, gleichzeitig aber den eigenen Staatsgeschichten gegenüber vergleichsweise nüchtern und tendiert weniger zu kultureller Selbstüberhöhung.

13 | Amerika ist vorläufig, Europa definitiv. Zwei verschiedene Resilienzgesten

Beide zivilisatorischen und sozialpsychologischen Grundgesten haben gleichermaßen ihre unübersehbaren Vor- und Nachteile, und zwar sowohl nach Innen wie nach Aussen. Amerika erlebt sich – in der Mehrfachbedeutung des Wortes – aktiv und positiv gemeint als vorläufig, Europa eher als definitiv oder wenigstens als auf dem Weg dazu, „fertig“ zu werden.

Das sieht man nicht zuletzt an den Produkten und Dingen beider Kulturen: US-Produkte, seien es nun Autos, Häuser oder Kampfhubschrauber, strahlen in ihrer ganzen Bauweise Vorläufigkeit und bis zu einem gewissen Grad bewußte Unfertigkeit aus, was ihnen etwas Flexibles, Optionales und unabhängig von ihrer Ornamentalik stark Funktionales gibt: man baut nicht „nachhaltig“ wie Europa oder „stabil“ wie China, sondern „erfolgreich“, aber immer nur auf Zeit, weil man davon ausgeht, dass in 20 oder 30 Jahren technologisch, wissenschaftlich und zivilisatorisch alles anders sein wird, weil die Dinge im Fluss sind und sich alles ständig verändert, worauf gerade die kulturelle Grundhoffnung beruht. Daher entledigt man sich des heute gebauten Hauses in 30 Jahren gern durch Totalabriss, um ein ganz neues zu bauen, das vollends auf dem Stand der Zeit ist – und man weiss es bereits heute und baut das Haus heute demgemäss. Diesen Gestus wird man dann in 30 Jahren wiederholen. Die Vorläufigkeit, die US-Produkten auch in der Form und Bauweise anhaftet, ist selbstbewußt.

Ein ständiger Gestus von Schöpfung und (Selbst-)Zerstörung ist die Folge dieser sowohl antizipativen wie selbsterneuerungszentrierten Haltung der USA. Beide Elemente: Schöpfung und (Selbst-)Zerstörung zugunsten der Raumschaffung für das Neue sind gleich wichtig. Das spiegelt sich zum Beispiel in der unvergleichlichen Lust der US-Populärkultur, die Zerstörung ganzer US-Städte und der Ikonen der US-Identität wie etwa New York oder Washington imaginär durchzuspielen und Katastrophen zumindest in der Fiktion als erhaben zu erfahren, was andere Zivilisationen nicht tun, weil sie das unbewußte Bedürfnis danach nicht verspüren. Deshalb kann „Batman“, der „böse“ Fledermausmann, auch der Held einer ganzen Zivilisation sein, obwohl er im wesentlichen nur damit beschäftigt ist, mit roher Gewalt das Böse zu zerstören, nicht das Gute aufzubauen – obwohl er also ein Zerstörer, nicht ein Erbauer ist.

Im Gegensatz zu amerikanischen sind europäische Produkte vom Gestus her immer für die Ewigkeit gebaut: sie sind „fertig“ und haltbar, und sie haben die Aura, alles Bisherige so zusammenzufassen in die bestmögliche Form, dass es sich vollendet, hält und dauert. Freude heisst in Europa Vervollkommnung, nicht Selbsterneuerung. Die Helden sind die Erbauer, nicht die Zerstörer – wobei umstritten sein mag, ob das die Faszination an den letzteren nicht unbewußt steigert, statt sie zu vermindern (worin ein Grund für den aussergewöhnlichen Erfolg der US-Populärkultur in Europa zu suchen wäre; bekanntlich ist die US-Kultur nirgendwo anders ausserhalb Amerikas so erfolgreich wie in Europa, obwohl sie in vielerlei Hinsicht die „Umkehrung“ der europäischen ist, was eine Ursache für den weitreichenden Misserfolg der Nachhaltigkeitsidee in den USA auch noch unter Barack Obama ist). Die Idee der Nachhaltigkeit ist der Ausdruck und Inbegriff dieser typisch europäischen kulturellen Grundgestik, die nicht ohne jahrhundertelange Reifungsarbeit an Demselben möglich geworden wäre.

In beiden atlantischen Zivilisationen sind die entsprechenden Grundüberzeugungen: Vorläufigkeitspragmatismus versus Vervollkommnungssehnsucht so tief verankert, dass sie buchstäblich alles durchdringen, aber weitgehend unbewußt und „selbstverständlich“ das Politische und Soziale von Grund auf prägen – was natürlich mit vielen Gegentendenzen und Widersprüchen geschieht, die immer gleichsam „natürlich“ zum Selbstschutz und der Selbst-Ausbalancierung des Systems auftreten. Wenn im Hinblick auf die immer stärkere Virtualisierung für den Westen von einer „Kultur der unreflektierten Formen“ die Rede ist, dann gilt das für die USA und Europa auf je

andere Weise: für die USA sollte man (im positiven Sinn) eher von einer „Kultur der (bewußt) unfertigen Formen“ sprechen, für Europa (wiederum im positiven Sinn) von einer „Kultur der (noch) unvollkommenen Formen“.

Berücksichtigt man die damit verschiedenartig in das Imaginäre verankerten Ideale oder „Werte“: in Norwegen als Bestätigung des Gegebenen mittels „Stärkung unserer traditionellen Werte“ und Affirmation des Gegebenen als Dasselbe, in den USA genau im Gegenteil als permanente Überschreitung des Gegebenen ins das Neue, Unbekannte und Unvorhersehbare hinein mittels dauernder Selbst-Neuerfindung, die nicht zuletzt eine gewisse Verdrängung des Vergangenen notwendig macht, erkennt man die tiefen Gegensätze in den - halb bewußt, halb unbewußt - zugrundeliegenden kulturellen Resilienzstrategien: Selbstversicherung und Widerstandsfähigkeit aus der Vergangenheit heraus mittels Schaffung dauerhaft „heilender“ Ikonen der Erinnerung in Europa; Selbstversicherung und Widerstandsfähigkeit aus der Antizipation noch nicht existierender Zukunft heraus mittels Schaffung gewalttätiger Ikonologien der Überschreitung in den USA.

Eine Ironie dabei ist natürlich, dass Anders Breivik wohl keine bessere Ikonologie für sich selbst hätte finden können als „Batman“ (in der zweiten: nicht dem *Inhalt*, sondern dem *Akt* seiner Aussprache innewohnenden Bedeutung des Namens, womit die postmoderne Überhöhung des Signifikanten auf Kosten des Signifikats seine Verwirklichung findet), und dass über die mediatische Überhöhung des Breivik-Falls eine Art „Batman“-Ikonologie zum nationalen „Kulturgut“ Norwegens wurde.

14 | Der *Fall Aurora* und der US-Habitus

In den USA hatten Millionen Fans begierig auf die Uraufführung des neuen Films gewartet – auch im ansonsten nicht gerade durch ein besonders reiches Kulturleben gesegneten Städtchen Aurora. Plötzlich stand im Publikum ein nach späterer eigener Aussage offenbar frustrierter, ausgegrenzter und benachteiligter ehemaliger Student, James Eagan Holmes, aus Protest gegen seine soziale Stellung und empfundene ungerechte Behandlung durch das US-Bildungssystem und die Gesellschaft auf und begann einen Mordzug. Das Kino hatte er auch deshalb als Ort ausgewählt, damit seine Opfer nicht zu schnell entkommen konnten, wegen der gedrängten Menschenmasse und aufgrund des größeren Überraschungseffekts wegen der Dunkelheit. In Militärkleidung gehüllt, tötete er mit schweren Schusswaffen innerhalb weniger Minuten 12 Menschen und verletzte 58 weitere. Die insgesamt 70 durch Schussverletzungen in Mitleidenschaft gezogenen Opfer, zwischen 6 und 51 Jahren alt, machten den *Fall Aurora* zum Amoklauf mit den meisten Opfern in der US-Geschichte seit ihrer Gründung 1776 (Sky News 2012).

Laut den späteren Erkenntnissen der Ermittler war das Massaker von Aurora, hierin analog zum Breivik-Massaker, ausdrücklich keine Affekt-Tat, sondern eine wohlgeplante, minutiös in Vorlauf, Durchführung und Effekt geplante „Prozeßhandlung“. Das zeigten nicht nur die detaillierte Ankündigung der Tat mindestens vier Monate vor Durchführung, die multiplen, aufeinander abgestimmt eingesetzten Waffen sowie die anschließend in der Wohnung des Täters gefundenen, mindestens 30 hochentwickelten Sprengfallen, die ohne seine Warnung (mindestens) das gesamte Stockwerk zerstört und alle Eindringlinge (also die Polizei) und die Anrainer getötet hätten.

Holmes ist seit der Tat in Arrest. Da er sich unter günstigen Situations-Bedingungen der Polizei aktiv und mutmaßlich laut um Gnade bittend ergab, wurde er – im Unterschied zur überwiegenden Mehrzahl ähnlicher Fälle in den USA, und im Gegensatz zu einem in Amerika ungeschriebenen Gesetz bei derartigen Fällen – nicht von der Polizei gezielt am Tatort getötet, sondern widerstandslos festgenommen. Die US-Polizei macht Amokläufer nur selten kampfunfähig, indem sie auf Beine oder Arme zu zielen sucht, sondern tötet sie meist gezielt und kontrolliert in einer kurzen und schnellen Aktion. Holmes blieb davon verschont. Gleichwohl droht ihm die Todesstrafe, da der Bundesstaat Colorado diese Strafe praktiziert. Der Prozeß ist für Dezember 2014 angesetzt.

Viele Europäer hatten erwartet, dass das Massaker mit seinen furchtbaren Bildern des Todes, der Verstümmelung und der Verzweiflung die kritische US-Debatte über frei verfügbare Waffen neu anfachen und vor allem als abschreckendes Beispiel die Waffenverkäufe eindämmen würde. Das Gegenteil war der Fall. Als Reaktion auf das *Aurora Massaker* nahmen die Verkäufe von Schusswaffen in Colorado, aber auch landesweit in den USA massiv zu, und zwar frei nach der Renaissance des mehrheitlich von Republikanern, aber auch von vielen Demokraten vertretenen Wahlspruchs: „Nur eine bewaffnete Gesellschaft ist eine sichere Gesellschaft.“ Denn wenn alle bewaffnet sind, kann keiner mehr als einen anderen umbringen. Der andere kann zurückschiessen. Wenn eine Gesellschaft nicht bewaffnet ist und das Gewaltmonopol den öffentlichen Sicherheitskräften überlässt, hat es ein Massenmörder und Amokläufer, der sich auf die Tat vorbereitet und über große Feuerkraft verfügt, zu leicht, so diese in den USA weit verbreitete Meinung, die in Europa meistens auf Unverständnis stößt. In der Woche nach dem *Aurora Massaker* stiegen die Waffenverkäufe in Colorado um 43% gegenüber dem Mittel der Vorwoche, und zwar auf 2.887. Das wären etwas mehr als 150.000 Neukäufe pro Jahr bei einer Gesamtbevölkerung Colorados von leicht über 5 Millionen (das heißt relativ genau der Bevölkerungszahl Norwegens) und bei einem bereits vergleichsweise großen Sättigungsgrad.

Das *Aurora Massaker* führte daneben aber durchaus auch zu einer neuen, landesweiten Grundsatzdebatte um die Vor- und Nachteile der Bewaffnung der amerikanischen Gesellschaft. Zwar stimmte die überwiegende Mehrheit darin überein, dass ohne das geltende, liberale Waffengesetz ein derartiger Massenmord nur erschwert möglich gewesen wäre, wenn überhaupt. Auf der anderen Seite ergab eine Umfrage des Pew Research Centers vom 30. Juli 2012, dass der Vorfall keinerlei Auswirkungen auf die Sicht der amerikanischen Bevölkerungsmehrheit auf Waffen und Waffenbesitz hatte.

Letzteres war allerdings keine Überraschung, weil das für die USA eine Verfassungs- und damit auch eine kulturelle Frage ist. Kulturen verändern sich in einem ganz anderen Rhythmus als Politik, Konflikte, Wirtschaft oder Technologie. Vor allem verändern sie sich stark zeitverzögert - und daher war nicht zu erwarten, dass ein einziges Ereignis auf einen Schlag „alles“ verändern würde. Ist das unter Resilienzgesichtspunkten positiv oder negativ? Und wie verhält es sich zur Rede der norwegischen Regierung, ein einziges Ereignis von knapp zwei Tagen – das *Breivik Massaker* – habe die norwegische Geschichte mehr oder weniger auf einen Schlag verändert?

15 | Die USA: Andersartige Gesellschaftsbedingungen erfordern andersartige kulturelle und zivilreligiöse Bewältigungsstrategien

In der Tat lautete im Unterschied zur etwa gleichzeitigen „Befriedungs“- und „Einheits“-Bemühung des kleinräumigen Norwegens im Anschluss an den *Breivik-Fall* die zentrale Frage im *Fall Aurora* aus „großräumiger“ US-Sicht: Bleibt *Batman* der „bad man“, der böse Mann – wenn er ein Jahr Zeit hat, medial allpräsent seine Thesen darzulegen und damit ein kollektives Gedächtnis auszubilden? Und wenn nein, wenn er also notgedrungen durch das Gespräch über und mit ihm wenn schon nicht zum Helden, so doch zum Mythos wird, weil es, wie der deutsche Regisseur Wim Wenders einmal sagte, keine Bilder *gegen* etwas gibt, sondern nur Bilder *für* etwas: Was kann man dann gegen seine Aufwertung zur Kulturikone tun? Zu einer Kulturikone, die möglicherweise unbegrenzt in eine Gesellschaft hinein weiterwirkt, die mit ihr im Grunde gar nichts zu tun haben und ihr entgegengesetzt sein will?

Den amerikanischen „Bewältigungsstrategen“ des *Falls Aurora* war klar, dass man dazu vorausgehend eine andere, eher statistische Frage beantworten muss, um einen Überblick über das Gesamtproblem zu erhalten: Wie viele Amokläufe oder Massenmorde pro Jahr gibt es eigentlich in den USA – mit wie vielen Toten? Und wie viele von den Tätern werden verhaftet wie Breivik und Holmes, wie viele dagegen noch während ihrer Tat beziehungsweise am Tatort oder im Gefolge des Geschehens von der Exekutive getötet? Was bedeutet beides für die Gesamtstrategie eines Landes, 63 Mal so groß wie Norwegen, im Hinblick auf die Bewältigungsarbeit an Massentraumen, verursacht von Einzelnen gegen die Gemeinschaft?

Der Unterschied zwischen kleinfamiliären demokratischen Gesellschaften und größeren demokratischen Nationen ist hier ebenso ausschlaggebend wie der Stellenwert der Dialektik zwischen Individualismus und Kollektivismus in unterschiedlichen Kulturen. In Norwegen war der Massenmord Breiviks die Ausnahme, ein mehr oder weniger einmaliges Jahrhundertereignis, während Massenmorde, einschliesslich Amokläufe, in den USA ein dauerhaft präsent Phänomen darstellen. Statistisch besehen geschieht in den USA alle 2 Wochen ein Amoklauf oder ein „Massenmord“ – wie es hier in sorgfältiger begrifflicher Unterscheidung zum „Serienmord“ heißt. Massenmord ist laut der international anerkannten, vom US-Büro für Gerichtsstatistiken (US Bureau of Justice Statistics) Washington DC geprägten Definition, wenn mehr als 4 Menschen an ein und demselben Ort „in Tateinheit“ und über einen relativ kurzen Zeitraum hinweg ermordet werden (Michigan State University 2011).

Bereits zwischen 1976 und 1985 gab es laut offiziellen Statistiken und Untersuchungen der Universitäten von Virginia und der Northeastern University Boston, geleitet von James Fox und Jack Levin, laut denen das Phänomen erst um das Jahr 1966 als „eingebürgertes, dauerhaftes“ Kulturphänomen begann, in den USA im Durchschnitt drei Massenmorde, meist verbunden mit Amokläufen, pro Monat, mit mehr als 1700 Opfern allein in den 10 untersuchten Jahren. Zwischen 2007 und 2009 waren es 79 Amokläufe und Massenmorde, wenn man nur Massenmorde mit mehr als 4 Opfern zählt – mit drei Opfern, also unter Einbezug der Serienmorde, wären es nach vorsichtigsten Schätzungen bereits fünfmal so viele, also um die 400. Zwischen 2007 und 2009 wurden 1600 Opfer von Massenmorden gezählt. Allein im Jahr 2008 wurden in den USA 421 Schiessereien am Arbeitsplatz (workplace shootings) registriert, die überdurchschnittlich oft in den Massenmordbereich fallen; und zwischen 2004 und 2008 lag der Durchschnitt bei 564 am Arbeitsplatz begangenen Morden pro Jahr (U.S. Bureau of Labor Statistics 2010). Laut ABC-

Korrespondent Pierre Thomas lag die durchschnittliche Zahl von Massenmorden in den USA zwischen 2007 und 2009 pro Jahr bei 25 (Politfact Washington DC 2011).

Fox und Levin sehen die Gründe der raschen Zunahme von Massenmorden seit den 1970er Jahren („a disturbing trend“) in der Zunahme der US-Bevölkerung und einem damit wachsenden Konkurrenzdruck, im Älterwerden der überdurchschnittlich individualisierten „Baby Boomer Generation“ der 1950er Jahre mit resultierender Häufung von Verzweiflung sowie im schleichenden kulturellen Verlust von verbindlichen ethischen Werten. Dazu käme allerdings meines Erachtens noch die fortschreitende Vereinsamung bei fortschreitendem Alter, insbesondere in Gestalt des für viele Amerikaner peinigenden Gegensatzes zwischen (ethnischer, sozialer, geschlechtsbedingter) konkurrierender Personalisierung und den Resten integrierender Individualisierung – ein Aspekt, der im Fall Aurora besondere Aufmerksamkeit verdiente, des einzelnen Killers ohne Gehilfen, der die vielen tötet, um sich an „der Nation“ und also der Gruppe zu rächen, die ihn unmenschlicher (und subjektiv als ungerecht empfundener) Konkurrenz ausgesetzt hat und ihn dabei allein liess. Zugleich finden Massenmorde paradoxerweise dann, wenn die Dinge ausser Gleichgewicht geraten, meist nicht in der anonymisierten Masse, sondern im engeren Bekanntenkreis statt. In den USA kennen in 75% der Fälle die Opfer ihre Massenmörder, die dort in fast 100% der Fälle weiße Männer sind (AP 1988). Im Vergleich zum US-Durchschnitt hatte der Breivik-Massenmord in Norwegen mehr Opfer, wich aber im Prinzip nicht von den Verhaltensmustern vergleichbarer Taten in den USA ab (Arrillaga 2012).

16| Das Aurora-Massaker: „Milde“ Ausnahme von der „Unbarmherzigkeits“-Regel?

Unter anderem als Folge der unterschiedlichen gesellschaftlichen „Einbettung“ und Häufigkeit sind die „kulturellen“ Bewältigungs-Strategien in den USA anders als in Europa, zumal als in Norwegen. Während die (im positiven Sinn) Vergangenheitskulturen Europas Bewältigung instinktiv durch Erinnern und Präsenhalten des Geschehenen bewerkstelligen wollen, setzt die US-Zukunftskultur, wie es ihrem Geist und Selbstverständnis entspricht, (wieder im positiven Sinn gemeint) auf die Überwindung von Vergangenheit mittels der „Lösung ein für allemal“ – weit öfter als Europa mittels gewalttätiger Beseitigung des Täters. Das kann durch Tötung oder lebenslanges „Wegsperrn“ geschehen ohne Möglichkeit öffentlicher Äusserung, und ohne Möglichkeit auf vorzeitige Haftentlassung, also durch eine Art „Erinnerungs-Embargo“ oder Präsenz-Ausschluss. Eine Strafe von 21 Jahren für einen Massenmord, wie sie Norwegen gegen Breivik verhängte, wäre in den USA undenkbar und würde eine Revolution der Angehörigen und breiterer Bevölkerungsteile auslösen; üblich ist eine Verurteilung zu lebenslanger Haft pro Mord, was bei Holmes auf 12 mal lebenslänglich und bei Breivik auf 77 mal lebenslänglich hinauslaufen würde.

Nach der „Lösung“, die auf einen „Abschluss“ hinzielt, gibt es zwar auch in den USA immer wieder Gedenkfeiern, die aber fast immer im kleinen Kreis verbleiben und sogar im Fall ermordeter Politiker vergleichsweise privaten Charakter tragen. Im allgemeinen wird das Geschehen sobald als möglich, nach entsprechender, meist an den Ort des Geschehens eingegrenzter Trauerarbeit, mehr oder weniger bewusst der Vergessenheit anheimgegeben, um den Fokus auf Zukunft freizugeben.

In Europa dagegen steht der Täter, der – dem europäischen Rechtsstaatsverständnis folgend – in den meisten Fällen körperlich unangetastet verhaftet und vor Rache geschützt wird, wie im Fall Breivik

nicht selten im Mittelpunkt einer gemeinschaftlichen, ja nationalen Erinnerungs- und Aufarbeitungsbemühung gestellt; seine Psyche wird analysiert und dabei notgedrungen kulturell ausgebreitet. In Amerika tendiert der „Verarbeitungs“-Prozess trotz starker Mythologisierung von Einzeltätern im Gegenteil dazu, den Täter systematisch zu vergessen. Selbst die bekanntesten Massenmörder der USA, die zum Teil ebenfalls zu Elementen der Popkultur wurden, weisen im Vergleich auch zu sekundären Persönlichkeiten einen vergleichsweise geringen Bekanntheitsgrad auf, und ihre Namen kennt nur ein Bruchteil der Bevölkerung, während man ihre Taten etwas besser, aber auch nur vergleichsweise sehr wenig detailliert und verschwommen kennt.

Daraus liesse sich der Schluss ziehen, dass sich die amerikanische Kultur instinktiv von Übeltätern abwendet, um „Widerstand“ zu leisten und sich zu schützen; Europa dagegen wendet sich ihnen eher mit einer „heilenden“ Verstehensbemühung zu, um dasselbe zu erzielen. Während man sich in Europa an Namen erinnert, bleiben die meisten Massenmörder in den USA unbekannt und bilden wenig kollektive Erinnerung aus. Ein Grund dafür ist schlicht und einfach ihre Zahl. Während Norwegen für einen einzigen „Massenmord“ Breiviks 13 Monate „Aufarbeitung“ und unbegrenzt Jahrestage und Gedenkfeiern ansetzte, würden Nationen wie die USA bei ähnlichem sozialpsychologischem, kulturellem wie medialem Aufwand schon angesichts der schieren Anzahl an Amokläufen und „Massenmorden“ faktisch nichts anderes mehr tun, als ständige, unablässige und unaufhörliche Trauer- und „Aufarbeitungsarbeit“ zu leisten.

Aurora war innerhalb dieses Gesamtbildes eine der wenigen Ausnahmen von der ungeschriebenen US-Regel: Wer einen Massenmord im öffentlichen Raum begeht oder Amok läuft, muss mit dem sofortigen Tod rechnen, und nur in Ausnahmefällen mit der Festnahme. Wenn bei der Aktion ein Polizist verletzt wird, ist der Tod noch wesentlich wahrscheinlicher. Wer auf Polizisten schießt, wird in den USA laut einem ungeschriebenen Gesetz, das von Republikanern aktiv und von Demokraten schweigend unterstützt wird, mit wenigen Ausnahmen so lange gejagt, bis er getötet ist (R.M. und S.T. Holmes 2000). In den USA wurden nach vorsichtigen Schätzungen etwa 80% der „Massenmörder“ seit 1980 erschossen, oder begingen entweder Selbstmord oder „cop suicide“, worunter das gewollte Erschießenlassen durch Polizisten verstanden wird. Die meisten Massenmörder in den USA gehen mit der aktiven Erwartung in die Tat, durch Erschiessen zu enden. Den restlichen 20% droht in vielen Fällen die Todesstrafe, womit dasselbe Prinzip des „Abschlusses“ mittels Vergessen durch „Auslöschung“ nur zeitlich verschoben angewandt wird.

Dass der Aurora-Attentäter festgenommen wurde, war demnach eine Ausnahme, die letztlich nur die Regel bestätigte. Sowohl der nächste Amokläufer, der größere mediale Aufmerksamkeit erregte, jener in Wisconsin am 5. August 2012, als der Neonazi Wayne Page in einem Sikh-Tempel in Oak Creek Amok lief und sechs Menschen tötete, wie auch der dem *Fall Aurora* einige Wochen vorhergehende eines Unbekannten töteten sich selbst oder wurden sofort getötet und vergessen. Dasselbe geschah bei einem der medial aufsehenerregenden Massenmorde in Kalifornien, als der Sohn von Hollywood-Regisseur Peter Rodger, der 22-jährige Elliot Rodger, der jahrelang gemobbt worden war und dadurch in einen Teufelskreis aus Aussenseitertum, Selbsthass und neuem Mobbing und Ausgestossenwerden hineingeriet, im Mai 2014 in Santa Barbara ein Blutbad anrichtete und dabei sechs Menschen tötete (Die Welt 2014). Auch er wurde an Ort und Stelle erschossen. Niemand außer den Statistikbehörden erinnert sich nach einer gewissen Inkubationszeit mehr an die Namen

dieser Menschen, niemand ausser den engeren Angehörigen der Opfer kümmern ihre Motive. „Heilend“ bearbeitet werden die Opfer, nicht der Täter. In der Erfolgskultur der USA sind die Täter, seien sie nun tot oder lebendig, im wesentlichen einfach „Verlierer“ (loser); sie nahmen einfach ein elendes und unrühmliches Ende, weil sie böse und unfähig waren, und damit geschah ihnen Recht. Der Aurora-Attentäter ist keine Ausnahme; in seiner Betrachtung überwiegt in den USA Verachtung, während in der Betrachtung Breiviks in Norwegen oft genug der Eindruck eines angstvollen Respekts und einer Verunsicherung der Betrachtenden vor dem Unerklärlichen entstand.

Ist dieses – seit der Formung einer spezifischen US-Zivilreligion und -Mythologie auf dem „Weg nach Westen“ vom 17. bis 19. Jahrhundert tief in der US-Kultur verankerte – „Verfahren“ von „Auslöschung, Schlussstrich ziehen, dann weiter“, „das nicht mehr Lebensfähige zurücklassen, damit das Gute sich durchsetzt“, weniger resilienzfähig als die Erinnerungs- und Aneignungsmethode Europas, wie Jan Egeland meint? Mit anderen Worten: Ist Vergessen kulturell im Prinzip aus Resilienzgesichtspunkt für demokratische, offene Gesellschaften „schlechter“ als Erinnerung und Präsenthalten? Ist die Betonung des Endes weniger zielführend als die Kontinuität der Erinnerung? Mit welchem Verfahren wird Neuanfang und Zukunft eher ermöglicht? Und welches ist zur „Bewältigung“ von traumatisch Geschehenem im Unbewußten besser geeignet? Schliesslich: Wo sollten Schwerpunkte gesetzt werden, um Resilienz integrativ zu ermöglichen, weil das ihrem Charakter entspricht und sie nicht einseitig zu bewerkstelligen ist?

17 | Erinnern oder Vergessen? Typologische Unterschiede und Gemeinsamkeiten atlantischer Widerstands- und Bewältigungskulturen

Selbstverständlich kann bereits das Stellen dieser Fragen in Europa als politisch inkorrekt oder gar als im Kern „inhuman“ betrachtet werden. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Sie gründen unter anderem in der Rechtsstaatstradition Europas, die für die humane Abwendung von der Todesstrafe steht – sei sie nun direkt (juridisch-institutionell) oder indirekt (in der Praxis der Exekutive) verhängt. Eine Kultur des Vergessens positiv zu bewerten muss nicht implizieren, die „Auslöschung“ durch Erschießung und Todesstrafe affirmativ zu propagieren – denn gemäss der internationalen Erklärung der Menschenrechte, geltendem internationalem Recht sowie Genfer Konvention und anderen Regelwerken „reifer“ internationaler Zivilisationsordnungen ist das klar illegal.

Hier könnte auch die kulturelle Schwelle der Nichtübertragbarkeit dieser Praxis liegen. Eine derartige Einstufung von „Vergessens“-Praktiken nicht nur als resilienzfeindlich, sondern als inhuman aus europäischer Sicht wäre verständlich, wahrscheinlich auch nur folgerichtig und konsequent. Es gibt genügend andere Staaten, die einer solchen Einschätzung heute folgen würden – ebenso wie es viele Staaten gibt, welche die US-amerikanische, aber auch die chinesische Praxis sowie diejenige anderer Staaten der Verhängung der Todesstrafe als nicht nur kontraproduktiv, sondern verstehens-, aufarbeitungs- und letztlich menschenfeindlich einschätzen. Der Autor dieser Zeilen gehört dazu. Der formal oder informal verordnete Tod fördert das Vergessen und den Neuanfang, aber auch das Nichtverstehen und die Bildung eines Unbewußten oder „Schattens“ in der Gegenwart, der nicht kontrolliert werden kann.

Wer also die aufgrund bisheriger Forschung an sich unmöglich zu beantwortende Frage: Ist Erinnern oder Vergessen unter Resilienzgesichtspunkten besser? stellt, müsste auch nur für eine

approximative und anfängliche, nicht mehr als heuristische „Antwort“ eine Vielzahl von Elementen und Faktoren einbeziehen – vielleicht eine zu große Zahl von Aspekten, um sie zu bewältigen, und jedenfalls eine, die jahrzehntelange Forschung nötig machte.

Sicher (wenn man dieses Wort wagen will) scheint bislang nur folgendes:

1. Kleingesellschaften wie Norwegen, in ihrem gesamten Sozialsystem eher wie Familien handelnd, antworten in ihrer Ökonomie von Aktion, Reaktion und Gegenreaktion anders auf traumatische Ereignisse und bewerten diese auch anders im historischem Zusammenhang als größere Nationen.
2. Norwegen ist seit Jahren das wohlhabendste Land der Welt, während die USA seit Jahren sukzessive in der globalen Wohlstandsskala absteigen (2012 nur mehr auf Rang 12 gereiht) – was unvermeidlich zu unterschiedlichen Wahrnehmungen sozialer Konflikte, einschließlich Verbrechen, führt.
3. Die USA sind darüber hinaus im Gegensatz zu den meisten europäischen Nationen viel eher eine Idee als eine Nation. Denn sie haben als Einwanderungsland eine meta-nationale Bevölkerung, während Norwegen eine klassische kleinfamiliäre Einheitskultur-Nation ist. Das bedingt eine viel stärkere kontextpolitische Bedeutung ideeller Faktoren vor reapolitischen und institutionellen Elementen in den USA als in Europa, wo im Gegensatz Formalisierung weit wichtiger ist – und damit notgedrungen Ent-Individualisierung qua Verrechtlichung. Die USA betrachten „den Menschen“ als Übeltäter, Europa „das System“. Beide haben auf ihre Weise und vor ihrem Hintergrund „Recht“.
4. Schliesslich: Schon weil Norwegen das einzige Land ist, das in seiner Zukunftsplanung aus seinem (in seiner inhärenten Logik aus der Vergangenheit herausstammenden) Ölfonds „gelebt haben wird“, also im Kern bereits heute im Futurum Perfectum lebt, hat es eine andere Grundsituation als die meisten anderen Staaten der Welt, vor allem im Vergleich zu den USA, die im „reinen Futurum“ leben (also: ganz in der Erwartung dessen, „was sein wird“), und ist in seinem resilienzorientierten Selbstmanagement daher nur schwer verallgemeinerbar.

18 | „Gespannte“ Leere versus „überdeterminierte“ Fülle?

Die programmatische, sowohl konzeptuelle wie systematische „Leere“, die das kulturelle Zentrum Amerikas eben wegen seiner radikalen Zukunftszentrierung auszeichnet (und unter anderem dazu führt, dass die USA ganz bewusst kein Kulturministerium haben), scheint genau seiner Unvoreingenommenheit und Offenheit gegenüber dem Verhältnis zwischen Vergessen und Erinnern geschuldet – die das werdende antizipiert, obwohl dieses noch keine Form angenommen hat, und eben daher nichts „konservieren“ kann. In gewisser Weise sind unter Resilienzgesichtspunkten nicht einmal die Republikaner in den USA konservativ. Wenn man so will, sind europäische Gesellschaften, darunter Norwegen, in ihrem unbewußt-bewußten Kern Kulturen der *Vergangenheitsimagination*, die davon leben, solche Imaginationen als umrissfähige Formen stabil und nachhaltig auszubilden, zu vertiefen, weiterzubilden und zu entwickeln. Dagegen ist Amerika trotz (oder eben wegen) all seiner

historisch und kulturell einmaligen Bild-Fixierung seiner populären Medienkulturen eine Zivilisation der *Inspiration*, in der nichts Form hat, jedenfalls nicht dauerhaft gewinnt oder dauerhaft haben will.

Die amerikanischen Sport-Spiele sind ein Bild davon. Alles ist hier nur vorläufig, weil es etwas im Werden antizipiert, das, gerade während es sich realisiert, sich bereits schon wieder vorformal als werdender Gedanke energetisch neu abzeichnet und re-gruppert. In Europas Spielen geht es dagegen um ein „Können“, das sich aus einer langen Vergangenheit heraus „gebildet“ hat. Während in den europäischen Gesellschaften daher „das Werk in der Existenz“ das wesentliche Kulturkriterium ist, ist in der amerikanischen Kultur „das Werden im Sein“ zentral, welches alles „Werk“ immer wieder gerade auflöst, verflüssigt und damit im Werdezustand behalten will, um es als „Fliesen“ zu „erleben“ eher als – wie in Europa – als Gewordenes zu „begreifen“. „Erleben“ ist eher körperlich und entspricht damit einem gewissen materiellen Charakter der USA, während „Begreifen“ eher mental ist und einem gewissen immateriellen Charakter Europas entspricht. Beides hat seine Vor- und Nachteile, wobei der US-Ansatz vielleicht trotz allem Idealismus realitätsnäher ist als der europäische, weil er „maelstromartiger“ (oder „hobbesianischer“) ist als jener (der „kantianisch“ und also auf den „ewigen Frieden“ hin orientiert ist). Es ist die Dialektik zwischen „gespannter“ Prozesshaftigkeit und Offenheit (USA) versus „überdeterminierte“ Wertehaftigkeit und Inhaltlichkeit (Europa), die sich in der produktiven Dialektik zwischen den atlantischen Partnern verwirklicht.

19 | Kulturelle Resilienzgesten der USA: Humor und Gestehen

Das schließt wie erwähnt ein, dass Europa in seinem Bewußt-Unbewußten bewahrt und behutsam mit den Dingen umgeht; und dass Amerika im Gegensatz dazu zerstört und erneuert. Anders ausgedrückt: Europa findet seine Befriedigung in der Interpretation des Wortes „Aufhebung“ im Aufbewahren; Amerika wenigstens teilweise auch in der anderen Hegelschen Bedeutung, nämlich dem „Aufheben“ als Zerstörung. Nicht zufällig träumen die europäischen Populärkulturen bis heute von dem „einen“ Ort, an dem „Identität in sich selbst“ an ihr Ziel und Ende kommt: von „Heimat“. In der amerikanischen Kultur dagegen gibt es keinen Begriff der „Heimat“, der dem europäischen entspräche. Es gibt in ihr keine „Heimat“ als Kollektivsphäre der Zugehörigkeit und des „Angekommenseins“, sondern nur ein „home“, ein zuhause, das eher privaten und individuellen Charakter trägt. Dieses fehlen kollektiver Heimat macht die Rastlosigkeit und Energie, aber auch den im globalen Vergleich beispiellosen Drall nach vorne der anglo-amerikanischen Zivilisation aus, die sie unter Modernitätsbedingungen zur erfolgreichsten der Erde gemacht hat.

Gerade diese erfolgreichste Zivilisation träumt in ihren Bestands- und Resilienzhoffnungen nicht notgedrungen von Vervollkommnung allein. Vielmehr träumt diese Kultur mindestens genauso wie von ihrer Zukunft von ihrer Selbstzerstörung, wie eben die zahllose Träume zerstörter Städte und Apokalypsen etwa in der Filmindustrie bezeugen, in denen immer die US-Zivilisation vernichtet wird, und zwar mit größter Lust. Amerika will und muss sich imaginär immer wieder selbst „dekonstruieren“, um sich zu erneuern, und hat daran ebenso viel Lust wie an seinem positiven Aufbau – was Europäer aus ihrer eigenen Kultur heraus zwar beispiellos fasziniert, das sie aber nicht wirklich nachvollziehen können. Der alles unterminierende Humor, etwa in soap operas, Talkshows oder Politikabaret, der zum Teil in blanken Zynismus und Spott abgeleitet und in den USA weit wichtiger in der öffentlichen Sphäre ist als in Europa, zeugt vielleicht am besten von der Notwendigkeit der ständigen Selbstrelativierung und Selbstauflösung zwecks Neuanfang in der US-

Kultur – ebenso wie die Zentraleuropa im Kern unverständliche Tradition des öffentlichen Gestehens einer Schuld, verbunden mit einer öffentlichen Entschuldigung, das heisst das sich selbst an den Pranger Stellen, womit dann der Schuldige mit einem Schlag aller Vergehen ledig ist und gereinigt unmittelbar von vorne anfangen kann. In Zentraleuropa geht das so nicht.

All dies wirkt sich auf die Kultur des Umgangs mit Massentraumen und die entsprechenden Resilienzstrategien aus. Es erzeugt in Europa eine Haltung der Behutsamkeit, des Erinnerns und Bewahrens, in Amerika eine Kultur des „Schlussmachens“, zum Teil auch der „Auslöschung“ zum Zweck des Weitergehens. Beide Gesten haben ihre historischen Kontexte, daher ihre relative Berechtigung, aber auch ihre unübersehbaren Schwächen und Probleme.

20| Verschiedene Arten des kollektiven Unbewussten

Das ist aber noch nicht alles, denn die Dinge sind wie immer komplexer. Zu beachten sind historisch bis heute problematische Dimensionen, die erst seit der Ära Barack Obamas ernsthaft betrachtet und aufgearbeitet werden. Worum handelt es sich?

Die USA haben auch deswegen ein anderes Verfahren der „Bewältigungs“-Kultur (hier nicht zufällig derselbe Wortstamm des „Waltens“ wie im Wort „Gewalt“!), weil ihr *kollektives Unbewusstes* ein anderes ist als das europäische – und zwar nicht nur wegen des unterschiedlichen zivilisatorischen Alters der beiden atlantischen Kulturen. Ein dafür wesentlicher, auch und gerade in den USA noch weitgehend unterschätzter, wenn nicht gar verdrängter Faktor besteht wie erwähnt in der latenten Gewalttätigkeit des kollektiven US-Unbewussten wegen des verdrängten Ureinwohner- oder „Indianer“-Völkermords, dem quantitativ vermutlich größten Völkermord der Geschichte. Erst die Obama-Administration beginnt seit Ende 2011 mit offizieller Entschuldigung und mit Entschädigungszahlungen für Unrecht, Landenteignung und Mord diesen Völkermord langsam aufzuarbeiten – während alle anderen vorher das Thema verdrängt und sogar mehr oder weniger verleugnet haben.

Wenn man verdrängt und vergisst, wie dies das historische Amerika zumindest teilweise gewissermaßen „mit Gewalt“ tut, um die Zukunft zu betonen, und dafür den Preis der Vergangenheit zu bezahlen in Kauf nimmt, hat das gewisse, vor allem hinsichtlich Entwicklungsgeschwindigkeit und Unbelastetheit des gesellschaftlichen Vorwärtsdralls vielfach anwendbare Vorteile. Es hat aber auch – gerade wenn man von langfristiger Resilienzfähigkeit von offenen Gesellschaften spricht – den nicht zu unterschätzenden Nachteil, dass sich dadurch, wie wir nicht erst seit den „postmodernen“ Gesellschaftsanalysen von Deleuze und Guattari, Lyotard und Lacan wissen, ein Unbewusstes bildet.

In der Tat ist genau dies ein amerikanisches Paradoxon, verankert in seiner Geschichte: um als Einwandererland, das alle Kulturen, Sprachen und Geschichten in einem großen Menschheitsexperiment erstmals in sich vereint, in Frieden und Einheit zwischen seinen Bürgern leben zu können, „löscht“ Amerika die Herkunftskulturen; und es tendiert zur Verneinung von Gruppenrechten zugunsten der Individualität und Unverwechselbarkeit des Einzelnen, der eben als Einzelner zugleich auch austauschbar ist. Es hat aber eben *wegen* dieses Verdrängensprinzips gegenüber dem Kollektiven zugunsten des Individuellen über Jahrhunderte lang ein Unbewusstes ausgebildet, das sich mittels Verdrängung aufbaut.

Das amerikanische Kulturparadoxon, tief hinter den Kulissen Amerikas prägend, besteht insgesamt in einer Zukunftskultur, die sich *auch* mittels des Prinzips der Verdrängung verwirklicht, aus der ein umso intensiver und umfassender arbeitendes Unbewusstes hervorgeht, das seinerseits ironischerweise aus Vergangenheit besteht: eben aus der trotz relativ kurzer Geschichte allmählich sich kumulierenden Ansammlung des Verdrängten, das vor und hinter dem öffentlich Bewussten ein Eigenleben entwickelt.

Ist das eine Steigerung oder eine Schwächung von Resilienz? Welche von den beiden Kulturzugängen: Europa oder Amerika, hat die größere, langfristiger tragfähige gesellschaftliche „Widerstandsfähigkeit“ aufzuweisen? Die Antwort ist natürlich ambivalent, denn beide Zugänge haben Vor- und Nachteile aufzuweisen.

21 | *Europa hat in gewisser Weise zu viel Erinnerung, Amerika zu wenig*

Typologisch – und zweifellos ungebührlich vereinfachend – gegenübergestellt, ist *Europa* im Kern eine Kultur der „universalen Erinnerung“ oder Mnemosyne-Kultur. Sie ist daher eine Zivilisation der vielen Schichten, der Differenzen in Synchronie und damit des „in Vielfalt geeint“, wie es im Motto der Europäischen Union heisst: „in varietate concordia“. Europa versteht „Aufheben“ weitgehend einseitig als Aufbewahren. *Amerika* dagegen ist eher eine Kultur der Balance zwischen Erinnerung und Vergessen, mit einem viel stärkeren Anteil an Vergessen als Europa, und daher eher als Europa eine „Lethe-Kultur“. Auch wegen dem Verdrängen, gepaart mit den kulturell hier viel stärker praktizierten „Aufhebungstechniken“ von „rationalem“ Humor, Ironie und öffentlichem Gestehen, können die USA eine Zivilisation der erträumten Eindimensionalität sein, der „einen“ Zukunft vieler verschiedener Individualitäten und daher der „Einheit aus dem Verschiedenen“, oder wie es im ersten und ursprünglichen, wenn auch inoffiziellen Motto der USA heisst: „e pluribus unum“, was etwas ganz Anderes als das zunächst ähnlich klingende europäische Konzept ist. Die USA verstehen „Aufheben“ weit eher - und positiv gefasst - als „Auslöschen“ als Europa.

Man kann dasselbe auch negativ ausdrücken, um die Probleme beider Haltungen zu beschreiben: *Europas* Übertreibung in der erinnernden, „archivierenden“ Aufarbeitungsbemühung schafft immer mehr mythologischen Ballast, der es letztlich belastet, wie die Ikone Breivik. *Amerikas* Aufhebung von Vergangenheit, um Raum für Zukunft zu schaffen, erzeugt dagegen Verdrängung und damit ein Unbewusstes, das schwer kontrollierbar ist, weil es nicht mit sich fertig wird.

Diese Unterschiede zwischen Europa und Amerika in der Behandlung des Spannungsfeldes zwischen Konflikt und Kultur unter Resilienzgesichtspunkten schlagen sich in den angeführten Beispielen typologisch unter anderem darin nieder, dass von Holmes, wie von den meisten anderen Massenmördern der USA, kaum Dokumente bekannt sind, ausser einige Skizzen und Baupläne, oder – wie im Fall Elliot Rodger – Ankündigungen der Tat mit Angabe von meist stark persönlichen und biographischen Motivationen, etwa per Videobotschaft oder Brief. Dagegen sind vom „europäischen Massenmörder“ Breivik tausende Seiten erhalten, die dokumentieren, wie die Taten aus der Aufarbeitung von Bestehendem und aus der Vergangenheit einer umfassenden, Breiviks Behauptung nach „jahrtausendealten“ Wertegeschichte hervorgingen, ja laut Breivik notwendig hervorgehen mussten.

Vom Amokläufer von Aurora dagegen wurde „die Zukunft vorwegnehmend dokumentiert“, nämlich die zu vollziehenden Taten und ihre zu erwartende Wirkung in die Zukunft hinein skizziert – aber kein Wort von Vergangenheit oder Gegenwart. Mit anderen Worten: Amerikas Zentrierung auf vergleichsweise bedingungslose Zukunftsantizipation auf Kosten der Gegenwart spiegelte sich im Verfahren des Aurora-Massenmörders, seine Taten bereits vor deren Begehung penibel zu dokumentieren und bereits Tage vor der Tat an die zuständigen Autoritäten zu senden, sie sozusagen in die Zukunft hineinzuträumen, als seien sie bereits geschehen. Dokumentation von Geschehen als Zukunftsantizipation, bevor es geschehen ist: Gibt es etwas Amerikanischeres? Vermutlich nicht. Penibelster Aufbau und Herleitung des Gegenwärtigen aus dem Vergangenen wie bei Breivik: Gibt es etwas Europäischeres? Kaum. Daraus lassen sich allerdings verschiedene, miteinander im Widerstreit liegende Schlüsse ziehen.

Provokant - und etwas einseitig - formuliert könnte man behaupten: *Vergangenheit*, und sei sie noch so „aufgearbeitet“, kann nicht nur vereinen, sondern auch trennen. Denn sie ist zwangsläufig mit Sichtweisen verbunden, die in freien Gesellschaften insofern unversöhnlich sind und auch bleiben müssen, als sie pluralistisch sind und also, wie es Jean-Francois Lyotard ausdrückte, das Inkommensurable, das Unvergleichliche nebeneinanderstellen müssen, statt es zu „integrieren“. *Zukunft* dagegen, errungen selbst um den Preis der Auslöschung des Gewesenen, vereint die Menschen, weil sie mit Möglichkeiten und Ambitionen verbunden ist. Ist Zukunft also das bessere „Resilienzmedikament“ als Vergangenheit?

22 | Widerstreit als Widerstandsfähigkeit? Vergangenheit versus Zukunft unter Pluralitätsbedingungen

Die Antwort ist nicht einfach, und sie kann nicht eindeutig und abschliessend gegeben werden, da die entsprechenden Fragen erst ganz am Anfang stehen. Sie sind wie das Resilienzprinzip selbst erst noch weitgehend Herausforderung, die noch ohne befriedigendes integratives Konzept dasteht. Was man vielleicht heuristisch sagen kann, ist viererlei:

1. Man könnte auch die umgekehrte Hypothese aufstellen: Vergangenheit vereint, Zukunft trennt und führt zu Widerstreit. Die meisten europäischen Gesellschaften würden von dieser Behauptung ausgehen. Sie würden argumentieren: Das Vergangene vereint, weil es nicht mehr zu verändern ist, und weil es für alle „objektiv“ dasselbe ist; das Künftige trennt, weil darauf bezogen verschiedene Ziele und Interessen wirksam werden, die notgedrungen miteinander in Streit geraten. Das legt den Schluss nahe: Ob Vergangenheit oder Zukunft trennt, und welche der beiden eher vereint, hängt vom Gesellschaftsmodell und seiner inhärenten Psychologie ab. Sinnvoll im Sinn des Resilienzgedankens ist, das Verbindende zu betonen und das Trennende abzuschwächen.

2. Offene Gesellschaften, die auf Vergangenheit gebaut sind wie die europäischen, sind, sei es dass das Vergangene eher trennt oder in Beziehung setzt, auf das Prinzip eines unabschließbaren „Widerstreits“ gebaut, wie das der französische Philosoph Jean-Francois Lyotard in seinem gleichnamigen politikphilosophischen Hauptwerk überzeugend herausgearbeitet hat. Weil in offenen Gesellschaften alles Vergangene auf plurale Weise anwesend ist und sich die Erfahrung der Gegenwart so anfühlt, dass eine überreiche und vielfältige Vergangenheit das Gegenwärtige hervorgebracht hat, und dieses ist nun deren multidimensional-„körperliche“ Frucht – also gleichsam

„unendlich“ wertvoll. Das Ergebnis ist, dass die Gegenwart, gerade im lebendigen Widerstreit, überreichen Wert hat, und jeder Einzelne in ihr, weil jeder mehr ist als nur seine eigene Biographie, die bereits auf das Vorhergehende aufruft. Zivilreligion als Sammlung expliziter, ausgedrückter und in der Gesellschaft artikulierter Ideale säkularer Ordnung - wie in Europa Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - tritt hier tendenziell zurück gegenüber der Bedeutung von Geschichte und Ausgefeiltheit voranschreitender institutioneller Formalisierung (juridische Ordnungs-Gesellschaft). Eine derartige Gesellschaft wird, zumindest dem Ideal nach, durch den Widerstreit nicht geschwächt, sondern gestärkt – sie ist „im Widerstreit fest“. Sie ist in ihrer Selbsterfahrung meist ein „reifes“ (oder, wie es im deutschsprachigen Jargon heißt, „spätes“) Gemeinschaftsgebilde, und sie erfährt Sicherheit um den Preis des Gefühls, dass keine Sichtweise wichtiger ist als die andere, also um den Preis eingeschränkter vertikaler Spielräume. Das prägende Grundgefühl in einer solchen Gesellschaft ist der „Schmerz des Denkens“ (Lyotard 2007) als Durchdringen des Gewesenen. Der unbewusste sozialpsychologische Gestus ist: „Ich muss das verstehen, was mich hervorgebracht hat“ – was sowohl eine Vertiefung des über das Selbst hinausweisenden Eigenen wie eine Beengung des Künftigen ist.

3. Offene Gesellschaften dagegen, die auf Zukunft gebaut sind wie die US-amerikanische, sind auf das Prinzip einer lebendig „motivierenden“ Zivilreligion gegründet: auf unmittelbar breitenwirksame, von der Bevölkerung explizit und weitgehend fraglos geteilte Ideale, die in ihrem Zentrum das Künftige erschließen – wie im Fall Amerikas das Recht zur Verfolgung des eigenen Glücks, zur eigenständigen Erschließung von Räumen, zur „Ausbreitung“ und Ausweitung der Individualität, zum freien Streben hin zum Besten, was man sich vorstellen kann. Diese zivilreligiösen Ideale, die im Fall der USA sowohl individualistisch wie deutlich expansiv sind, wirken im Prinzip eher verbindend – und zwar mittels Ambition und der Freude, ja des vorwegnehmenden Stolzes auf das, was künftig möglich sein kann. Im Fall der USA bilden sie trotz aller inneren Ausdifferenzierungen und Brüche das Gefühl des Nationalstaats weit entscheidender aus als die Institutionen, und im Vergleich zu Europa weit stärker, da zumindest in Zentraleuropa das nationale Element bereits in der politischen Korrektheit eher der Vergangenheit angehört.

Offene Gesellschaften wie die USA, die um das Prinzip „anwesender Zukunft“ kreisen, erleben ihre Gegenwart nicht als Selbstzweck, Ergebnis oder „Frucht“, sondern als bloßen Durchgangspunkt, der eigentlich gar nicht an sich selbst da ist. Denn in ihm ist das Wesentliche nicht Gegenwart, sondern die bereits ansatzweise in ihm antizipierte Möglichkeit, das gewissermaßen hereingelockte Noch-Nicht des Potentials. Gegenwart fühlt sich in Gesellschaften mit einer stark zukunftsorientierten Zivilreligion im positiven Sinn vorläufig und „leer“ an, nicht reich; ihr Schwerpunkt liegt auf dem Potential und der Inspiration, die das Mögliche und werdende darstellt, nicht auf aus der Vergangenheit heraus gebildeten Imaginationen; daher ist Gegenwart in zukunftsorientierten Gesellschaften auch tendenziell weniger wichtig als in vergangenheitszentrierten Gesellschaften. Die in ihr erscheinenden Körper und Ereignisse sind nicht dreidimensional, sondern gewissermaßen gespenstisch-illusionär, weil sie im Kern nur ungefähre Vorwegnahmen einer stets noch vorausliegenden Möglichkeit sind. Auch der Einzelne ist paradoxerweise gar nicht wirklich „da“, weil er nur einen Vorschuss auf die Zukunft darstellt.

Zivilreligion, die Möglichkeiten und Hoffnungen beschreibt, ist in solchen Gesellschaften das Zentrum von Gemeinschaft und der Kern von Resilienz: von Nichtaufgabe, Standhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit auch angesichts von Massentraumen. Ihre Aufgabe ist nicht, das Bestehende zu „stützen“ oder abzusichern, sondern alles sich Verfestigende permanent in Zukunftshoffnung zu verflüssigen. Derartige Gesellschaften sind sozialpsychologisch „flüssiger“ als vergangenheitsgestützte. Sie sind in ihrer Selbsterfahrung meist „junge“ (oder „frühe“) Gemeinschaftsgebilde, und sie erfahren radikale Freiheit um den Preis des Gefühls der „produktiven Leere“ bis hin zur Unsicherheit oder gar subjektiven Isolation. Das prägende Grundgefühl in solchen Gesellschaften ist „Leichtigkeit“, die „Lust am Willen“ – als Dimension des Zukunftshandelns – und die tiefe Dankbarkeit für das immer noch vorausliegende Mögliche, die in eine Rückerstattungsmentalität hineinführt („Ich muss durch mein Leben das rechtfertigen, was ich durch diese Kultur als Chance antizipativ geschenkt erhielt“). Damit ist sowohl eine Identifikation mit „der Nation“ wie eine „Vorläufigkeit“ verbunden, die zuweilen an die Grenze der Gleichgültigkeit bis Frivolität reichen kann.

4. Es ist klar, dass beide Typologien offener Gesellschaften kulturspezifische Prinzipien spiegeln, die im Fall der Vergangenheitskulturen um Imagination als Methode kreisen, im Fall der Zukunftskulturen um Inspiration. Damit ist recht genau die Differenz und zugleich mögliche Komplementarität zwischen den Sozialpsychologien Europas und der USA beschrieben: Imagination versus Inspiration, aber auch die Möglichkeit von deren wechselseitigem Ausgleich und ihrer kooperativen Ergänzung. Europa hat tendenziell zu viel „reife“ Imaginationen und zu wenig „junge“ Inspiration; in den USA ist es umgekehrt. Was bedeutet das für mögliche „Aufarbeitungszugänge“ im Spannungsfeld zwischen Konflikt und Kultur? Und was bedeutet es für die Resilienzfähigkeit?

23 | Zivilreligion als Resilienzfaktor: Europa versus USA

Diese Fragen mögen, wie die zugrundeliegende Reflexion, abstrakt oder nebensächlich klingen. Auch die Frage nach der Zivilreligion als Resilienzfaktor wird bislang meist als nebensächlich abgetan – vor allem in Europa, weit weniger in den USA. Im Appell Norwegens „an unsere tragenden Werte“ wurde Zivilreligion aber auch für Europa zum expliziten Resilienzfaktor, vielleicht erstmals in dieser Tragweite und mit diesem Nachdruck in der Nachkriegsgeschichte.

Die Sichtweise, was Zivilreligion für eine Gesellschaft und deren „Resilienz“ gegenüber unvorhergesehenen Ereignissen bedeutet, bleibt insgesamt in Europa jedoch bis heute, aufs Ganze besehen, anders als in den USA, wenn nicht konträr zu diesen. Europa sieht Zivilreligion als Derivat oder bestenfalls „Überbau“: als Ergebnis und Ausdruck vielfältiger politischer, wirtschaftlicher und kultureller Entwicklungen. Zivilreligion ist für den „Mittleren“ zentraleuropäischen Konsens die im Hintergrund bleibende „Abstraktion des Sozialen“, die sich aus der Summe gesellschaftlicher Erfahrungen aufbaut und im Wesentlichen stabilisierende und absichernde, aber keine sanktionierende oder integrierende Wirkung entfaltet, jedenfalls keine wesentliche. Obwohl es hier innerhalb Europas offenbar Unterschiede zwischen Kleingesellschaften wie Norwegen und größeren wie Deutschland gibt, die sowohl historisch wie kulturell bedingt sein mögen und in Deutschland mit dem in der Geschichte des 20. Jahrhunderts begründeten Verdacht der Nähe zwischen Zivilreligion und Ideologie liegen, ist diese gemeinsame „Tendenz der Vernunft“ in Kontinentaleuropa doch unübersehbar. In Großbritannien gelten aufgrund der größeren Nähe zur angloamerikanischen

Tradition, in der Zivilreligion auch historisch eine gesellschaftliche Kernrolle spielt und als etwas ganz anderes als Ideologie, ja als etwas ihr Entgegengesetztes angesehen wird, andere Gesetze.

Ähnlich wie in Großbritannien ist Zivilreligion gerade im Sinne der „Resilienz“ in den USA ein zukunftsantizipatives Kernelement im Zentrum des gesellschaftlichen Selbstverständnisses und an der Grundlage seiner Bestandsfestigkeit und Selbsterneuerungsfähigkeit. Ohne die Ideale der Zivilreligion: Freiheit, self reliance, crossing borders, aber auch ohne das dazugehörige Selbstverständnis der USA als „beacon of democracy“ und als „city upon the hill“, das heisst als weltweites Vorbild einer freien und gerechten Gesellschaft, als das sich Amerika ständig selbst feiert - und sich damit entgegen aller Erschütterungen seiner selbst immer neu versichert -, ist Zukunft hier nicht denkbar. In Deutschland wäre das permanente Nachdenken über den eigenen „Kern“ und das eigene „Wesen“ vor allem aus historischen Gründen politisch verpöhnt; in den USA ist es nicht nur täglich präsent, sondern auch Kern der politischen Debatten, zumal der Wahlkämpfe, die ohne Appell an die allbekanntesten zivilreligiösen Werte von niemandem gewonnen werden können, unabhängig davon, ob er Republikaner oder Demokrat ist.

Dazu kommt: Weil Amerika eine Willenskultur ist, wird Zivilreligion in den USA als unmittelbar mit der Willensbewegung sowohl des Einzelnen wie der Gesellschaft verbunden erlebt. Bräche ihre primordiale Kraft weg, würde das Zentrum der gesellschaftlichen Ordnung wegfallen, das mindestens ebenso in der Zivilreligion wie in den Institutionen liegt. Institutionen werden in den USA als aus der Zivilreligion hervorgehend gedacht, nicht wie in Deutschland, wo Institutionen die Hüterinnen der Ordnung sind. Ohne Zivilreligion, das heißt ohne das Vertrauen auf die unmittelbare Erlebbarkeit ideengesättigter Zukunftsmöglichkeit und ihre gemeinschaftliche mythologische Legitimation und Verankerung, können laut grundlegendem amerikanischem Empfinden Krisen und Traumen nicht angemessen bewältigt werden. Dieses Motiv ist übrigens auch ein Kern der amerikanischen Populärkultur – ganz im Gegensatz zu Europa, das mehr auf Organisation, Ordnung, Vorbeugung und Nüchternheit baut. Daher auch die viel höhere Wertigkeit von Motivation und „Aktivierung von Idealen“ als Reaktion auf traumatische Ereignisse in den USA – während Europa „Besinnung auf Werte“ eher als Rückgriff auf feststehende Sicherheiten im Sinn einer „vertiefenden Durchdringung“ und „Wiederaneignung“ in den Vordergrund stellt, die, sobald sie an „Essenzen“ rührt und also „ernst“ wird, meist etwas Bigottes oder Befangenes annimmt. Das ist in Amerika nicht der Fall. Damit sind zwei grundverschiedene Gesten sozialer Betrachtung und Bewältigung verbunden.

24 | Zivilreligion und Mythologie

Nun ist aber Zivilreligion untrennbar zwar nicht von Ideologie, aber doch von kollektiven Ursprungsmythen. In gewisser Weise ist sie sogar deren säkularer Ausdruck, wenn auch in den USA und Europa auf sehr unterschiedliche Weisen. Für die USA liegt der Zusammenhang unmittelbar auf der Hand: Die amerikanische Verfassung ist direkter Ausdruck freimaurerisch-rosenkreuzerischer und aufklärerischer Ideale, und zwar ausdrücklich und bewusst, was die amerikanischen Gründerväter selbst stets aktiv betont haben und die internationale Forschung sehr gut nachgewiesen hat. Weil sich dieser Ursprung jedoch von Anfang an mit Elementen fundamentalistischen Christentums verbunden und vermischt hat, die sowohl in die Propagierung wie in die Rezeption von Zivilreligion in Amerika hineinspielen, ist er in seiner Komplexität breiteren Bevölkerungskreisen weniger bekannt.

Für Europa scheint der Zusammenhang zwischen Ursprungsmythologie und Zivilreligion weniger klar. Das bedeutet aber nicht, dass er weniger wichtig wäre. Überraschenderweise hat der jeder Mythengläubigkeit unverdächtige Jürgen Habermas zuletzt darauf hingewiesen, dass die säkulare europäische Person- und Ich-Idee, die dann in eine freiheitliche, an Gleichheit und Solidarität orientierte Gesellschaft mündete und letztlich – wenn auch mit vielen historischen Brüchen – die Idee rationaler Öffentlichkeit hervorbrachte, nicht ohne die vorausgehende Geschichte des westlichen Christentums möglich geworden wäre (Habermas 2006). Das schließt an zentraler Stelle das christliche Menschenbild mit seiner Behauptung unmittelbarer Ursprungsgleichheit zwischen universalem Logos (Gott) und individuellem Logos (Mensch) ein – was die Basis für die überragende Bedeutung der Menschenwürde, später der Menschenrechte, und der Unverletzlichkeit der Person sowie anderer tragender zivilreligiöser „Werte“ im Kern europäischen Pluralismus und Demokratie war und ist. Auch für Europas Geistes-, Kultur- und Gesellschaftsgeschichte gilt daher: Ohne gemeinschaftsstiftende Mythologie keine Zivilreligion, ohne Zivilreligion kein gesellschaftlicher Kit und keine tragende gemeinsame Ideengrundlage für den Bestand von Gesellschaft – auch wenn sich diese tragende Rolle in Europa viel und impliziter, ja „unsichtbarer“ als in den USA vollzieht.

Wir müssen daher davon ausgehen, dass die Widerstandsfähigkeit oder „Resilienz“ einer Gesellschaft zumindest in ihren umfassender tragenden Schichten jenseits von Notfallplänen und pragmatischen Lösungsstrategien auch von Zivilreligion abhängig ist. Daher hängt sie letztlich auch vom Grad der Präsenz und Akzeptanz, der Art und Weise dieser Präsenz und Akzeptanz und insgesamt der relativen Bewusstheit der kollektiven Mythen in einer Gesellschaft ab. Während dies auch und gerade für die Realpolitiken der USA ein täglich präsent, ja selbstverständliches Faktum ist gerade in Krisenzeiten und vergleichsweise direkt in Tagespolitiken, Argumentationsformen oder Wahlkampagnen umgesetzt wird, hat Zentraleuropa unter dem Eindruck der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts, die unter anderem auf einer Usurpation des Politischen durch falsche proto- und zivilreligiöse Überlegenheits- und Absolutheitsansprüche begründet waren, den Überschneidungspunkt zwischen Zivilreligion und Mythologie zu Recht lange Zeit skeptisch oder gar mit Zurückweisung betrachtet und als Resilienzfaktor kaum in Betracht gezogen. Sicherer als die Arbeit mit zivilreligiösen Komponenten schien die Arbeit mit säkularen tagespolitischen Themen, insbesondere die Antizipation möglicher Bedrohungen, die in Europa ausdrücklich mythen- und zivilreligionsneutral erfolgen soll. Das hat wiederum gute Gründe, wie zum Beispiel die Vermeidung der unbewußten oder bewußten Zuschreibung kollektiver Schuld in Katastrophen- oder Notsituationen, wie sie etwa in den USA nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 unbewußt gegen arabischstämmige und muslimische Menschen zeitweise der Fall war und sich in stärkerer oder unverhältnismässiger Kontrolle und „präventiven“ Festhaltung ausdrückte (Khan 2012).

Das Besondere am Fall Breivik liegt darin, dass Norwegen als eine der ersten „postmodernen“ und säkularen Nationen Europas (und als seine reichste, also nicht notgedrungen religiöseste) die tragende, grundlegende Bedeutung der zivilreligiösen Schicht vielleicht erstmals in der europäischen Nachkriegsgeschichte nicht nur erkannt, sondern vollends Ernst genommen und politisch realisiert hat, und daher auch in bis dahin beispielloser Weise systematisch in seine „Heilungs“-Bemühungen einbezog. Wie wir gesehen haben, zeitigte das unvermeidlich beides: sowohl seine Vor- wie Nachteile (was in den USA im übrigen nicht anders ist). Wichtig ist: Die norwegische Betonung der „Wertepolitik“ gegen das Massentrauma Breivik war nichts anderes als der Ausdruck der

Wiederentdeckung und Aktivierung von Zivilreligion als breiter politischer Kraft in Europa – und darin liegt die Bedeutung dieses Falls über seine historischen und kontextuellen Einzelaspekte hinaus.

Daher ist die Frage unausweichlich (und für unseren Zusammenhang unverzichtbar), welchen Wert Mythologeme, und darüber hinaus grundsätzlicher, Mythologisierungsmechanismen für die Resilienz einer Gesellschaft entfalten können - und welche Rolle sie nicht nur in der Aktivierung zivilreligiöser Ideale, sondern umgekehrt auch für die (konstruktive oder destruktive) Mythologisierung von Massentraumen spielen. Der Fall Breivik hat gezeigt, dass diese Rolle auch noch in post-traditionell aufgeklärten, nämlich „postmodernen“ demokratischen Gegenwartsgesellschaften wie denen Europas ausgeprägt ist. Ein entscheidendes Problem der nicht nur reproduktiven, sondern wie im Fall Norwegens versuchen aktiven Arbeit mit zivilreligiösen Schichten in Resilienzabsicht ist, dass jede „Aktivierung“ oder „Reaktivierung“ von „Werten“ oder „Idealen“ immer unweigerlich auch mit einer Neuschöpfung von Mythen verbunden zu sein scheint – mit zum Teil widersprüchlichen bis zweifelhaften Ergebnissen. Das gilt sowohl für die USA wie für Europa. Der Fall Breivik war bis zu einem gewissen Grad Beispiel für die Tiefenambivalenz, die die Frage des Spannungsfeldes zwischen Resilienz, Zivilreligion und Mythologisierung für die „postmodern“ entwickelten Stadien offener Gesellschaften im Zeitalter der Säkularisierung bei gleichzeitiger „Wiederkehr der Religionen“ und traditioneller (proto-)mythologischer Kulturidentitäten durchzieht.

25 | Braucht Resilienz Mythologisierung?

Der Breivik-Prozess führt im Rückblick angesichts seiner vermutlich nicht intendierten, aber zum Teil geradezu lustvollen Mythologisierung des Protagonisten zur Frage: Brauchen wir tatsächlich, wie manche Neokonservative behaupten, auch in „postmodern“ aufgeklärten Gesellschaften eine gewisse Mythologisierung von Vergangenen, um „Haltepunkte“ im immer schnelleren Lauf der Dinge zu bilden und Erinnerung nicht zwischen den Individuen auseinanderbrechen zu lassen, sondern zumindest auf kleinstem gemeinsamem Nenner als kollektive zu erhalten? Ist es wirklich so, dass diese Mythologisierung gerade in technologisch virtualisierten Gesellschaften „von alleine“ und unkontrolliert geschieht, wenn sie nicht bewußt „gestaltet“ wird? Weshalb es als besser erscheint, positive, sozialharmonisierende Mythen – oder, in den Worten Stoltenbergs, „unsere gemeinsamen Werte“ – wenn schon nicht selbst zu schaffen, dann doch aktiv zu pflegen und aufrechtzuerhalten? Oder sollten heutige Gemeinschaften besser auf Demythologisierung setzen, wie es die aufklärte, reife „Postmoderne“, sei es nun dialogischer oder dekonstruktiver Bauart propagierte, ja geradezu als *conditio since qua non* von laizistischen Gesellschaften unter hypertechnologischen und tiefenambivalenten Kulturbedingungen einforderte (Habermas, Apel, Beck, Derrida, Deleuze, Cixous)?

Wie es scheint, war der Fall Breivik nur eine von vielen Zeitsymptomaten, in denen sich ein neues Bedürfnis nach kollektiven, vereinheitlichenden und harmonisierenden Mythen zum Ausdruck brachte. Diesem gegenüber tritt die postmoderne Forderung nach universaler Dekonstruktion, welche die 1980er und 1990er Jahre in Europa und an Amerikas Küsten beherrschte, offenbar mittlerweile zurück, und zwar nun nicht mehr nur im durch den deutschen Papst Benedikt XVI. (Joseph Ratzinger) „rekatholisierten“ und durch die mehr als vieljährige Krise Europas seit 2007 re-nationalisierten Europa, sondern auch in den USA seit der Bush-Ära und verstärkt seit dem 11.

September 2001. Wenn sogar der sich selbst als „eindeutig progressiv“ einstufende US-Präsident Barack Obama darauf hinweist, dass es der größte Fehler seiner ersten Amtszeit 2009-2013 gewesen sei, zu wenig beachtet zu haben, „dass es das Wesen des Präsidenten-Amtes ist, dem amerikanischen Volk eine Geschichte zu erzählen, die ihm ein Gefühl von Einigkeit, Sinn und Optimismus gibt“ (Obama 2012), dann scheint das ein weiteres Symptom zu sein, das nahelegt, dass die „Postmoderne“ in den großen Kerngesellschaften des Westens vorbei ist. Und mit ihr das Zeitalter der Demythologisierung um jeden Preis. An ihre Stelle tritt offenbar ein neues „Zeitalter der Geschichten“, das das „Bedürfnis des Volkes“ nach Sicherheit und Einheit befriedigt. Manche erkennen darin eine Wende in den kontextuellen Resilienzbedingungen, auf die Widerstands- und Selbsterneuerungsfähigkeit mehr als andere Strategien angewiesen sind. Kein Wunder, dass immer mehr Staatsmänner der offenen Gesellschaften nicht nur zu „Geschichtenerzählern“, sondern von (klassischen) Politikern immer mehr zu Sozialpsychologen werden vor allem in Krisenzeiten: in Europa sehe man etwa die Beispiele Matteo Renzi in Italien („estate sereni“), Francois Hollande in Frankreich (Rückkehr der Rede von der „grand nation“) oder David Cameron in Großbritannien (Eigenständigkeitsmythos). Ihr Tagesgeschäft ist mindestens ebenso sehr wie „harte“ Politik und Sachargumentation das „Gutzureden“ an das Volk, das Mutzusprechen und eben das „Geschichtenerzählen“.

Doch diese „Geschichten“ sind vielfältig: sie geraten sowohl positiv wie negativ; und sie sind in sich nicht selten zutiefst ambivalent. Manche unter den negativen von ihnen sind sogar abgründig in ihrem Charakter als „ich bin ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Es hat in der europäischen Geschichte bereits zu viele Schattenfiguren und Mörder gegeben, die zu Mythen wurden: Jack the Ripper, Jack Unterweger oder Jean Genet, was nicht zuletzt einer unbewussten, morbiden Mythen-Faszination geschuldet ist, die sich aus dem Unerklärlichen der Erfahrung des „Anderen“ bildet. Die Faszination hat mit der unterbewussten Sehnsucht nach Befreiung des „Anderen“ im Regelmanen zu tun. Etwas davon lebte – zumindest außerhalb des unmittelbaren Opferkreises und ihrer Angehörigen – in der „Geschichte“ des Fall Breiviks wieder auf.

26 | Die Mythologisierung Breiviks: 7000 e-mails

Noch einmal: Wie der deutsche Regisseur Wim Wenders in seiner Zeit als Filmkritiker zu Recht schrieb, gibt es niemals irgendein Bild *gegen* etwas, sondern immer nur *für* etwas. Es gibt keinen Antikriegsfilm, sondern nur „Fürkriegsfilme“, auch wenn das Gegenteil beabsichtigt wird. Ähnlich gibt es auch keine „Gegeninformation“, sondern nur „Fürinformation“ – vor allem im Katastrophen-, Krisen- und Tragödienbereich, worin der Ursprung von Mythologisierung liegt.

Eben dieser Mechanismus galt für den Breivik-Prozeß, und zwar nur allzu offensichtlich, vor allem: vom Mörder selbst genau durchschaut. Es gilt zum Beispiel für die Veröffentlichung der e-mails Breiviks in Buchform Anfang September 2012 auf dem Höhepunkt der „Aufarbeitungsekstase“ Norwegens, die auch den kritischen Journalismus erfasste. Kein Wunder, dass Breivik nichts gegen die Veröffentlichung von 7000 seiner letzten e-mails vor dem „Attentat“ hatte - sondern ganz im Gegenteil die Beförderung seiner Ziele durch Medien und Journalismus als unerwarteten Glücksfall und als eine Art dokumentarische Rehabilitation empfand. Wie die internationalen Medien am 3. September 2012 meldeten, wurden

„e-mails von Breivik in Buchform veröffentlicht. Tausende Mails des norwegischen Attentäters (sic!) Anders Behring Breivik sind in Buchform herausgegeben worden. Der Journalist Kjetil Stormark begründete die Veröffentlichung im Radiosender NRK mit dem Interesse der norwegischen Öffentlichkeit ‚an mehr Informationen als den bisher zugänglichen‘. Stormark hatte die 7000 e-mails nach eigenen Angaben sechs Tage nach dem Anschlag von Hackern zugespielt bekommen. Breiviks Anwalt sagte, sein Mandant hätte vor der Veröffentlichung gefragt werden müssen. Er glaube aber nicht, dass Breivik gegen die Publikation juristisch vorgehen werde“ (AFP 2012b).

Warum aber waren es gerade 7000 – wenn doch 7 traditionell die „Zahl der Ritter“ ist, die Zahl „der Gerechten“, und 1000 traditionell die Zahl der Affirmation, der Bestätigung des ohnehin Richtigen? Und warum gerade „sechs“ Tage nach dem Anschlag – wenn doch sechs in vielen westlichen Traditionen die „Zahl der List“ ist, ja die des (im Prinzip wie bei Goethe dialektisch-konstruktiv verstandenen!) Negativ-Prinzips?

Abgesehen von diesen assoziativen, im Kern letztlich spekulativen Dimensionen ist aus *rational-aufgeklärter* Sichtweise (auf die allein es ankommt!) zu fragen: Sind derartige, faktische „Werbeverfahren“ wie die Veröffentlichung von 7000 privaten e-mails nicht nur möglich aufgrund der beispiellosen Wirkungsmacht moderner Medien? Von Medien also, die gerade – und vielleicht vor allem anderen – in ihren mit Abstand erfolgreichsten Rubriken: den „schwarzen Chroniken“, das heißt: den „Negativ-Verzeichnissen des Vergangenen“, mehr als alles andere ein Medien-Gedächtnisarchiv in Echtzeit befördern, das die – aufgrund größeren Erfolgs vorrangig negative – Mythologisierung von Einzelnen nicht ausgewogen, sondern unterschiedslos befördert? Und ist dies nicht erst mit den elektronischen Medien der Gegenwart möglich, die riesige Datenmengen schnell verarbeiten kann? Wer hätte 7000 Briefe eines „Attentäters“ aus dem 18. oder 19. Jahrhundert veröffentlicht?

Fakt scheint: Die modernen Medien haben sich mit den von „schwachen“ Regierungs-Gedächtnispolitiken verfolgten „Versöhnungs“-Intentionen zwar verbündet, aber inhaltlich nicht vollends angepasst. Sie verfolgten eher die Strategie: „Mein Auge im Leben des Anderen“ (Benedikter 2002).

Folgerichtig gilt: Was die norwegische Gedächtnis- und Aufarbeitungsbemühung 2011-12 nur ungenügend berücksichtigt hat, ist, dass das Verfahren zum Teil postmoderner Medienpraktiken und -politiken wurde. Mediale und politische „Befriedungspraktiken“ unterscheiden sich darin, dass immer auch „das Medium die Botschaft ist“ („the medium is the message“) und dass dadurch Eigendynamiken ins Spiel kommen, die von politischen und institutionellen Resilienzstrategien nicht vollends kontrolliert werden können und im Endeffekt als Prozeß stets über Regierungsabsichten hinausgehen. *Eben darin* waren gerade die Bilder-Verbreitungs-Verfahren im Fall Breivik, verbunden mit einem „Faszinations-Verbreitungs-Verfahren“, bei genauerem Hinsehen kulturell und kulturtypologisch im Gestus eher amerikanisch als europäisch.

27 | Zugeschriebene Bedeutung: Selbstlegitimation von Medienmechanismen

Eine letzte hier anschließende Frage ist, warum ein aus an sich banalen Motiven heraus entstandener Massenmord überhaupt so überproportional wichtig in der Kultur- und Gesellschaftswahrnehmung

Norwegens – und Europas – in den Jahren 2011-12 werden konnte. Die bloße Erschütterung offener Gesellschaft gegenüber Gewalt, blindem Hass, der Tötung Minderjähriger, Intoleranz und Fremdenhass scheint zur Erklärung nicht vollends auszureichen.

Der Tag der Urteilsverkündung, der 24. August 2012, wurde wochen- und monatelang in den Nachrichtensendungen mit ernster, Anteilnahme signalisierender Mine als „einer der wichtigsten Tage in der Geschichte Norwegens“ bezeichnet. Man hatte den Eindruck von medial aufbereiteten Botschaften für jene, die wirklich an eine solche aussergewöhnliche Bedeutung glauben, weil für sie das Spektakuläre das Bedeutende ist. Die zugeschriebene Bedeutung förderte den Mediengebrauch, und damit das Geschäft. Den Kern des Verfahrens bildete der permanente, fast penetrante Gebrauch des Wortes „Mensch“ sowohl für die Opfer, die Trauernden wie für die Bevölkerung insgesamt – letztlich für all jene, die nicht Breivik waren. Damit wurde Breivik indirekt zum „Übermenschen“ stilisiert, wodurch die tausendmal wiederholten Bilder seines „Attentats“ beitrugen.

Die allgegenwärtige Zuschreibung „großer Bedeutung“ an Breivik, verbunden mit der inflationären Verbreitung des Wortes „Mensch“ für alle, die nicht Breivik waren, war nicht nur Selbstlegitimation einer an die Lust des Voyeuristischen grenzenden medialen Öffentlichkeitsschau. Sondern sie war implizit auch Legitimation der Funktionsweise moderner Medien an sich. Hier wurde diese fast rituell gefeiert, genauer: feierte sich selbst mittels der Durchsetzung des Glaubens an geteilte Bedeutsamkeit. Sie rechtfertigte sich selbst über den Fall hinaus im Grundsätzlichen mittels ein und derselben Schau des Gruseligen. Man könnte sogar sagen, dass die Anti-Ästhetik des Grausamen, das „Theater der Grausamkeit“ Artauds hier in sozialregulatorischer Form Auferstehung feierte und Gestalt annahm: das Spektakuläre alter mittelalterlicher öffentlicher Prozesse, verbunden mit den Marktmechanismen moderner Medienkultur und einer Berufung auf eine universale Naivität der Selbstidentifikation des Publikums, „der Menschen in Norwegen“, ja „der Menschen“ überhaupt, sich mittels eines „ver-rückten“ oder – im Lacanschen Sinne besser – „per-versen“ Spektakels auf einen Glauben an eine gemeinsame Bedeutung festlegen zu lassen. Und all dies, in der üblichen Bigotterie, die (vielleicht im Unterschied zum Radio, wenigstens dem Bert Brechts) bereits die Entstehung des Fernsehens kennzeichnete, kaschiert als „menschliche“ Anteilnahme und Ausdruck des Pietismus, erreicht durch Leiden.

Von den fünf Leitbegriffen für den Menschen, die heute die mediale Diskussion der meisten wichtigen öffentlichen Themen begrifflich-ideologisch auf den Punkt bringen, ausrichten und führen: 1. Subjekt, 2. Person, 3. Individuum, 4. Selbst, und 5. Mensch ist (abgesehen von modischen Seitenbegriffen wie Körper, Geschlecht oder Gehirn, die jedoch allesamt unausgesprochen durch begriffliche Vorstrukturierungen eines oder mehrerer dieser fünf „klassischen“ Begriffe geprägt sind) „Mensch“ nicht nur der meistgebrauchte, weil er medial oft als „neutraler“ oder gar „kumulativer“ Sammelbegriff der anderen verwendet wird. Sondern er ist (eben deshalb) auch mit Abstand der meistmissbrauchte und am stärksten von Machtmechanismen und Machtlogiken durchdrungene. Misstrauen ist vor allem geboten, wenn er in Resilienzzusammenhängen verwendet wird, also im Zusammenhang mit Massentraumen, Katastrophen oder gesellschaftlichen Krisen. Hier ist er fast immer ein sozialregulatorischer und unterschwellig assimilierender Begriff. Weil dem Begriff „Mensch“ von den heutigen Medien im Gefolge der „alten“ humanistischen Tradition ein Sonderstatus der „Verkoppelung“ oder „Integration“ zugeschrieben wird, entfaltet er in der

öffentlichen Verwendung eine „Tendenz zur Verallgemeinerung“, die ihm an sich nicht innewohnt und auch nicht zukommt. Es ist kein Zufall, dass der Begriff „Mensch“ medial mit solcher Insistenz an eine Person und an einen Fall gekoppelt wurde wie im Fall Breivik. Wenn man den Fernseher aufschaltete und das Wort „Breivik“ hörte, wusste man, dass das Wort „Mensch“ nun nicht weit war, und im Exzess gebraucht werden würde. Niemals Subjekt, nie Person, nie Individuum, nie Selbst, weder in Behauptung, Kritik noch Frage, sondern immer nur Mensch: also der umfassendste und darin zugleich nichtssagendste, der scheinbar „humanste“ und zugleich entindividualisierendste Begriff gegen die vier anderen Begriffe wurde verwendet. Warum? Weil alle vier anderen allesamt immanent kritischer sind, und sich daher weniger für „emotionalen Zusammenschluss“ eignen. „Mensch“ fördert die kollektivierende Emotion auf kleinstem gemeinsamem Nenner, obwohl (oder vielleicht weil) das Wort in seinem Gehalt vielleicht das unbekannteste und geheimnisvollste, vielschichtigste von allen fünf Leitbegriffen ist. Emotion statt Kritiklosigkeit, Begriffseligkeit statt kritischer Gebrauch von Begriffen kann aber nicht jenes Resilienz Kriterium sein, als das es heute medial gebraucht wird.

28 | Drei Hauptprobleme eines politisch und sozial „harmonisierenden Humanismus“

Dem damit im Spannungsfeld zwischen Politik und Medien ambivalent verwirklichten redlichen Bemühen Norwegens um einen politisch und sozial harmonisierenden Humanismus stellen sich aber auch noch eine Reihe von anderen nicht zu übersehenden Problemen. Darunter sind die drei wichtigsten:

Erstens hängt, wie die neuere Resilienzforschung deutlich macht (Uchtmann 2013), die Zukunft der offenen Gesellschaften des Westens *nicht* von einer politisch und sozial harmonisierenden, sondern im Gegenteil von einer dialektischen, aktiv nicht-konformistischen, widerspruchs- und differenzbegründeten, weniger „substantiell“ fixierten als vielmehr flexiblen sowie ausdrücklich ausdifferenzierenden und multidisziplinären Form der *Problembeschreibung* ab. Beschreibung des Problems ist wichtiger als unmittelbare Konfliktschlichtung oder gar –lösung um jeden Preis. Für die heutige Resilienzforschung sind Begriffe wie Konflikt, Widerspruch und Unlösbarkeit, aber auch Verdrängungs- und Vergessensfähigkeit, ja Recht auf Vergessen, wie es vom Europäischen Gerichtshof gegen die weltgrößte Suchmaschine Google im Mai 2013 wegweisend auch für Europa durchgesetzt wurde (APA 2013), gleichermassen unverzichtbare und gleichberechtigt positive Leitbegriffe in einem vieldimensionalen Puzzle von Anforderungen an Widerstandsfähigkeit – und zwar nicht nur von Individuen, sondern auch nicht-autoritärer, partizipatorischer und freier Gemeinwesen. Die Entscheidung des Europäischen Gerichtshof, in mediatisierten Gesellschaften sei das Recht auf Vergessen im wesentlichen gleichrangig mit dem Recht auf Erinnern, bereitet auch für Europa den Weg zu einem ausgewogeneren Resilienz begriff, der die „natürliche“ Balance zwischen Erinnern und Vergessen zu Zwecken der Gesamtstärkung von Gemeinwesen wiederherstellen und ausgewogener handhaben wird.

Autoritäre Gesellschaften dagegen sind einfacher gestrickt. Sie benötigen aufgrund ihrer Betonung von Hierarchien und Macht- und Abhängigkeitsstrukturen ohne größere Einzel-Spielräume Resilienz nicht in solch ausgewogenen „post-unitarischen“ und „post-zentrischen“ Formen. Sie geben sich stattdessen mit „assimilatorischen“ „Schulterschluss“-Formen zufrieden, weil sie ihre Stabilität und Manövrierfähigkeit durch „Integration“ und – zur Not zwanghafte – Harmonisierung

aufrechterhalten, nicht durch die Balance verschiedener, wenn auch widersprüchlicher Fähigkeiten, so wie in modernen Demokratien. Im Unterschied zu offenen benutzen autoritäre Gesellschaften sowohl einen alten Humanismus-Begriff zur Vereinheitlichung, wie sie je nach Bedarf entweder Erinnern (an Heldengeschichten) oder Vergessen (der Opfer ihrer Regime) einseitig betonen. Doch wer wie sie Resilienz *auf diese Weise* als „Frieden und Einheit stiftend“ definiert, wird den Bestandsanforderungen zeitgenössischer Gesellschaften nicht gerecht.

Zweitens wird in der zentraleuropäischen, einer dem Selbstverständnis und Habitus nach noch immer – wenn auch zeitverzögert und schichtenverschoben – „Nachkriegs“-Konsens- und Harmoniekultur, der Unterschied zwischen politischer Korrektheit, Konfliktkultur und kontextuellen Politikfaktoren wie Sozialpsychologie, Weltanschauungsformationen oder Zivilreligion (R. E. Goodin und C. Tilly 2006) gerade *wegen* der Rückkehr eines „unitarischen“ Humanismus im Vergleich zur anglo-amerikanischen Welt stärker verwischt, weil Grundsatzstreit in ideellen Fragen um ihrer selbst willen in Zentraleuropa als besonders gefährlich für das Politische erachtet wird. Die Folge: Zivilreligion ist in Zentraleuropa im Unterschied zur anglo-amerikanischen Welt kein eigener, anerkannter Rationalitätsdiskurs, der, von anderen Politdiskursen ausdifferenziert, auf einem bestimmten Niveau in der Öffentlichkeit stattfinden würde.

Das hat zwei Effekte: *Erstens*, das Unbewusstwerden von Zivilreligion im öffentlichen Diskurs vieler europäischer Staaten, insbesondere der deutschsprachigen. Zivilreligion findet unvermeidlich statt, aber nicht bewusst, sondern „assimiliert“, und tendiert eben in dieser ihrer „Selbstvergessenheit“ gefährlich zu einem von Partei- und Institutionenpolitik kontrollierten Diskurs. Das hat trotz aller Neuentdeckung von Zivilreligion im Gefolge des Fall Breivik das Beispiel Norwegen gezeigt. Die Benutzung von Zivilreligion („unsere Werte“) durch die herrschende Arbeiterpartei in Norwegen im Gefolge des Falls Breivik war für die entsprechenden Ambivalenzen ein lehrreiches Beispiel.

Das Fehlen von Zivilreligion in der öffentlichen Rationalität Zentraleuropas wird *zweitens* aber auch zu einer der Achillesfersen der europäischen Einigung. Ein wesentlicher Aspekt für Europas mittlerweile mehr als siebenjährige Periode der Krise und politischen „Schwäche“ ist eben das Fehlen einer einigenden, transnationalen Idee europäischer Zivilreligion. Ihr Fehlen wird durch nationale Meso-Erzählungen sowie regionale und lokale Mikro-Erzählungen kompensiert, die dann aufgrund ihrer relativen Isolation zur Abgeschlossenheit nach außen und zum „Unitarismus“ nach innen tendieren, meist sogar, ohne es zu wollen oder es zu durchschauen. Das ist eher ein Nachteil für umfassende Resilienz.

Drittens wird „Kontextpolitik“, das heisst das Konglomerat aus Sozialpsychologie, Wertepolitik und öffentlich diskutierter Gesellschaftsphilosophie, in dessen Bannkreis sich die „Bewältigungsstrategien“ des Falls Breivik 2011-2014 zentral bewegten, im deutschsprachigen Raum noch immer zu oft mit dem insgesamt historisch veralteten, aber inzwischen international überbewerteten Segmentbereich „Kulturpolitik“ identifiziert. „Kulturpolitik“ gehört als Politikdiskurs in seiner Hochzeit dem 20. Jahrhundert an, nicht dem Nach-9/11-Zeitalter. Zwar erlangte der Begriff mit der von Samuel P. Huntington in den 1990er Jahren (ebenfalls tiefenambivalent) lancierten Debatte um einen angeblichen „Kampf der Kulturen“ als „post-ideologisches“ Zentrum des Globalpolitischen bis lange nach dem 11. September 2011 einen weiteren, letzten Höhepunkt bis ins 21. Jahrhundert herein. Doch war dies eher bereits die Projektion von Konfliktmustern des 20. in das

21. Jahrhundert als die Analyse eines langfristig Neuen (Benedikter 2009). Die inzwischen weitgehend erfolgte Ablösung des Begriffs „Kulturpolitik“ durch den Begriff „soft power“ (Nye 2005) als kontextpolitischem Zentrum der „Zukunft der Macht“ (Nye 2011) und die seit dem Aufstieg der globalen Echtzeit-Kommunikationsmedien erfolgende Austrocknung, wenn nicht gar immer stärkere transnationale Substitution von „Kultur“ im traditionellen Sinn durch Technologie sind zwei Entwicklungen, die dem Huntington'schen Diskurs, der auf ein Jahrhundert angelegt war, bereits nach eineinhalb Jahrzehnten ein Ende gemacht haben. Beide führten dazu, dass „Kulturpolitik“ in Resilienzüberlegungen eher an Bedeutung abnahm und durch die umfassenderen Notionen von „Kontextpolitik“ und „Zivilreligion“ überlagert, zum Teil auch ersetzt wurde.

Doch während heute der Diskurs der „Kulturpolitik“ bis auf Elemente der „Ethnopolitik“, die mit ihm nicht deckungsgleich sind (Muller 2008), international nur mehr eine untergeordnete Rolle spielt, wird er in Kontinentaleuropa – wiederum aus historischen Eigenheiten – noch immer als bedeutend, wenn nicht zentral angesehen. Dagegen propagieren Nationen wie die USA oder China, also die neuen „G-2“ Führungsnationen der entstehenden multipolaren Welt, keinerlei aktive Kulturpolitiken, sondern lehnen vielmehr die spezifische Kombination von „Kultur“ und „Politik“ aktiv ab, wenn auch aus durchaus sehr unterschiedlichen, zum Teil einander entgegengesetzten Gründen: die USA aus Gründen der Einheit eines Einwanderungslandes, das jeden Anschein von „Leitkultur“ nicht nur paradigmatisch, sondern auch institutionell vermeiden muss, gerade um die faktisch bestehende angloamerikanische Leitkultur zu bewahren; China aus Gründen seiner zu Spaltung und Implosion tendierenden Vielfalt von Sprachen, Ethnien und Kulturen, einschließlich Xinjiang und Tibet. Kontext- und Kulturpolitiken werden in den USA und China sauber getrennt. Dagegen setzt Europa Kontextpolitiken und Kulturpolitik noch immer weitgehend gleich. Das hat das Breivik-Verfahren klar gezeigt, in dem der sozialpsychologische „Befriedungs“-Diskurs der Regierung qua Universal-Erinnerung stets unterschwellig auch als Kulturdiskurs: als Diskurs der Verfeinerung, der „Bildung“ und der Kultiviertheit propagiert wurde. Das verlieh ihm den dafür in Europa typischen Geruch kleinbürgerlicher Überzeichnung.

Der Effekt: Wer in Europa von „Kontextpolitiken“ spricht, spricht bis heute gewissermaßen „automatisch“ von Kulturpolitik, einschließlich Konfliktpolitik *mittels* Kulturpolitik und „Werte“-Politik. Das ist jedoch mittlerweile eine unangemessene Reduktion, die der Multidimensionalität, Tiefe und Spannbreite von (alten und neuen) „Kontext“-Politiken zwischen Kultur und Konflikt, einschliesslich Zivilreligion, angesichts der heute bestehenden Rahmenbedingungen nicht mehr in ihrem Resilienzpotential und in ihrer Resilienzbedeutung gerecht wird.

29 | Remythologisierungstendenzen und „Humanismuspolitik“

Zusammengenommen ergeben diese drei Problemdimensionen der Resilienzdiskussion um den Überschneidungspunkt zwischen Konflikt und Kultur eine Konstellation, deren Widersprüche deutlicher als bisher angesprochen werden sollten. Inwiefern?

Jürgen Habermas und andere (darunter Jacques Derrida, Umberto Eco und Fernando Savater) haben für den westlichen Politikraum bereits vor Jahren, insbesondere für die Motivation und im Gefolge des im Rückblick desaströsen Irak-Kriegs George W. Bushs, Remythologisierungstendenzen geortet und diese teilweise dem Unbewußtwerden von Zivilreligion wegen deren Verdrängung aus dem

öffentlichkeitsfähigen Praxis-Diskurs zugeschrieben. Mit dem Begriff und dem Inhalt säkularer Zivilreligion gingen Habermas, Derrida und Kollegen allerdings sehr vorsichtig um und grenzten sie im wesentlichen auf die Leitbegriffe der französischen Revolution ein, aus deren zeitgemässer, nicht zuletzt juristisch-institutioneller Wiederbelebung sie sich die „Wiedergeburt Europas nach dem Krieg“ im Sinn einer ideellen Zivilmacht erhofften – und zwar in aktivem Gegensatz zu den fundamentalistisch-religiös gefärbten Politik-Anwandlungen der damaligen Bush-Regierung (Habermas und Derrida 2003). Im Gegenzug forderten sie die Wiederbesinnung auf den dialogischen Säkularismus für Europa ein.

Nichtsdestotrotz scheint seit einigen Jahren entgegen der Hoffnungen von Habermas und Co. die befürchtete Tendenz zur (nun vorrangig medial transportierten und vollzogenen) Remythologisierung auch in Teilen Europas wiederzukehren – ironischerweise jedoch anders, als von den europäischen Denkern zu vermeiden gesucht: nicht „essentialistisch“ oder religiös gefärbt, sondern eher als Kulturusurpation eines „Humanismus“ alter Prägung, dem „das Menschliche“ – wie in der Rhetorik des norwegischen Ministerpräsidenten Jens Stoltenberg – zum unterschweligen Beförderer von Entindividualisierung zugunsten eines „Wir“ gerät, das scheinbar Wärme und Solidarität erzeugt, bei näherem Hinsehen aber nicht so „rein“ ist, wie es sich gibt.

Wie erwähnt ist unter den dabei ausschlaggebenden Aspekten die Rolle der „posttraditionellen“ sozialen Medien festzuhalten: Ihre mittlerweile nichts weniger als universale Gedächtnis-Archivierung „in Echtzeit“ fungiert, wie gerade der Fall Breivik 2011-12 deutlicher als andere gezeigt hat, nicht mehr nur als Instrument von Information und Aufklärung, sondern auch als nicht explizite und transparente, sondern implizite und inhärent wirksame Remythologisierungs-Maschinerie mittels permanenter Vergegenwärtigung des eigentlich Vergangenen. Echtzeit-Kommunikationsmedien wie Handy-Kameras, Webcams, computergestützte Bild- und Telefonietechnologien, Satelliten-, Drohnen- und Hubschrauberkameras, die Film- und Fernsehindustrie, die inzwischen zu einem der zehn größten Wirtschaftszweige der Welt aufgestiegene Computerspielindustrie sowie die zahlreichen sozialen Internet-Medien mythologisieren den Alltag, indem sie ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit präsent halten und bildhaft überhöhen – was ihn, je mehr Zeit vergeht, unweigerlich stilisiert, hinsichtlich seiner potentiellen Bedeutungen überdehnt und vor allem seine Ersetzung durch Vergessen erschwert. Daher stellen die neuen Kommunikationstechnologien nicht mehr nur in den USA, sondern auch in Europa, wenn auch vielleicht ungewollt, einen für traditionelle Politikverständnisse an Bedeutung täglich wachsenden Faktor dar - wie zuletzt beispielhaft zelebriert im Fall des Breivik-Prozesses. Dieser Faktor muss daher weit stärker als bisher in das Nachdenken über ein Gesamtkonzept von Resilienz integriert werden – und zwar über Elemente wie Cybersicherheit oder Computerintelligenz als Ressourcenfrage hinaus.

30 | Kann Zivilreligion ein Korrektiv von Mythologisierung sein?

Im Unterschied zu einer Zivilreligion, die Zukunftskraft entfaltet und in ihrer Lebendigkeit stets auf Zukunft, nicht auf Vergangenheit fokussiert ist, schaffen Mythen (entgegen ihrer nur auffällig selten geäußerten Gegen-Behauptung) in Wirklichkeit meist Stillstand, weil sie keine offenen Zukunftsmotoren, sondern im Kern Sozialregulative sind. Mythen stabilisieren Verhältnisse, sie verändern sie nicht – und genau dazu sind sie da.

Die Mythologisierung Breiviks und seiner Tat zum „nationalen Trauma“ und negativem Ursprungsmythos im Sinn eines „Theaters der Grausamkeit“ erreichte demnach im besten Fall nur Stabilisierung des Bestehenden, und damit bis zu einem gewissen Grad Stillstand, nicht Selbsterneuerung und Selbstaktivierung. In der Entindividualisierung und „Eingliederung“ des Einzelnen liegt die archaische Machtwirkung der Mythologisierung gerade im Zeitalter der Universalität der Medien. Wer das als Resilienzsteigerung begreift, versteht Resilienz in erster Linie als Stabilität, nicht als dynamischen und flexiblen Prozeß.

Zivilreligion ist das Gegenteil von Mythologisierung: sie setzt in Bewegung, oder sie ist selbst nur mehr ein Mythos. Im Zentrum der norwegischen Aufarbeitungsbemühung stand der Versuch der Aktivierung einer Art nationaler Zivilreligion auf kleinstem gemeinsamem Nenner. Wegen der Begrenztheit und dem weitgehend fehlenden europäischen Bezug und Atem geriet dieser Versuch jedoch zur Mystifizierung des Attentäters. Das konnte niemand wollen.

Wenn man diese hier natürlich nur ansatzweise versuchten typologischen Betrachtungen überschaut und die verschiedenen Elemente zusammennimmt: Welche Gesellschaft ist also resilienzfähiger: die amerikanische oder die europäische? Die, die Vergessen von gewaltbedingten Traumata in Kauf nimmt, oder die, die alles erinnert?

Diese Diskussion ist deshalb wichtig, weil sie in immer mehr aktuelle Gesellschaftsdebatten des Westens hineinreicht. So etwa in die heutige, breite Diskussion in Deutschland, wie sich eine Gesellschaft gegen innere Gewalt widerstandsfähig machen kann, womit ebenso ein juridisches wie zivilreligiöses Problem beschrieben ist: „Was soll mit Schlägern geschehen, die selbst keine Gnade mit ihren Opfern kannten?“ (Will 2012).

Und was soll mit Menschen wie Anders Breivik geschehen, die 77 Unschuldige ermordeten und dabei keine Gnade kannten? Soll ihnen Gnade gewährt werden – oder soll Auge um Auge, Zahn um Zahn die Maxime sein? Vor allem: Sollen sie erinnert oder vergessen werden? Ist Erinnertwerden „Gnade“ – und Vergessenwerden „Strafe“?

Der Versuch, im Rückgriff auf die Ideengeschichte Antworten mittels Vergleich von zivilreligiösen und mythenpolitischen Maximen zu finden, weist auf eine überraschende Parallele hin: Die alten Griechen am Ursprung der europäischen Geistesgeschichte waren in ihren „Bewältigungsstrategien“ gegenüber Massentrauma offenbar näher am Verfahren Amerikas als an dem heutigen Europas. Denn für sie galt: Radikales Vergessenwerden ist die schlimmste Strafe für amoklaufende Verbrecher, die aufsehenerregende Taten begehen, nicht das - seiner Natur nach immer unweigerlich anteilnehmende auf bis zu einem gewissen Grad auch unvermeidlich aufwertende - „aufarbeitende“ Erinnern. Was ist damit gemeint?

31 | „Anders hätte sich lieber selbst erschossen sollen“. Oder: Kann (Selbst-)Vergessen manchmal besser sein als Erinnern?

Man erinnere sich zunächst an die Aussage des engsten Angehörigen Breiviks, seines Vaters: Anders Breivik hätte nicht andere, sondern sich selbst erschießen sollen, und alles wäre gelöst gewesen. Das wäre das einzig Sinnvolle gewesen (BBC News Europe 2011). Aber den Vater nahm im so harmonie- und versöhnungsbeschäftigten Europa niemand ernst, ja man strafte ihn sogar für seine

„Unsensibilität“ mit dem Vorwurf des Rabenvaters, der möglicherweise sogar mit Schuld am Geisteszustand Breiviks sei. Selbstausschöpfung statt Selbststilisierung also? Und wenn nicht von ihm ausgehend, dann doch von der Gemeinschaft, die ihn nicht erinnern, sondern im Gegenteil durch Vergessen missachten sollte?

Die Griechen jedenfalls waren der Ansicht, dass der gerechte Urteilsspruch über Massenmörder im genauen Gegenteil von Erinnern besteht: dem völligen Vergessen. Der Name solcher Verbrecher musste gelöscht werden. Die Höchststrafe bei den alten Griechen war: der Name wurde vergessen, der Grabstein zerstört, das Haus niedergebrannt, die Eltern deportiert. Alle Erinnerung wurde getilgt, um dem Täter die härteste Strafe angedeihen zu lassen: das Vergessen, und damit der Ausschluss aus dem Kreis der Menschen und ihrer Geschichte.

Das würde, in unsere Zeit übertragen, bedeuten: Wenn jemand 77 Menschen, meist Kinder und Jugendliche, kaltblütig und offenbar, wie der Abschluss des Prozesses gezeigt hat, mit auch noch nachträglicher Überzeugung, ja Genuss, umbringt, der verdient aus der Sicht der antiken Griechen – ebenso wie aus „postmoderner“ US-Sicht – nur die Tilgung seines Namens aus aller Erinnerung.

Die USA würden, wenn sie ihre zahlreichen Massenmorde Aufarbeitungs- und Aneignungsbemühungen wie Norwegen im Fall Breivik unterzögen, damit aus der Sicht ihrer Eliten eine Vielzahl von Mythen schaffen, die dem amerikanischen Traum Konkurrenz machen würden. Bereits heute gibt es wie erwähnt auch in der angloamerikanischen Kultur zu viele Massenmörder, die zu Mythen geworden sind – nicht nur Jack the Ripper in England, sondern auch Charles Manson in den USA, und andere. Macht es Sinn, noch mehr solche negativen Mythen zu schaffen? Der Unterschied zwischen bisherigen solchen Mythen und Breivik war jedoch – und genau darin liegt die ganze Tragik des norwegischen Falls – die im Vergleich vielfache Verstärkung der Mythologisierung durch die aktive Anstrengung der norwegischen Regierung einerseits und der Medien andererseits. Kombiniert erzeugten sie einen Mythologisierungsschub, der in keinem vorhergehenden Fall in so kurzer Zeit der Fall war. Damit schufen sie einen Präzedenzfall des Zusammenschlusses von institutionell-öffentlicher und medialer Mythenbildung, der für die Zukunft beispielhaft bleiben wird.

Wer angesichts dieser Zusammenhänge wie Jan Egeland die Verfahrensweise der USA in unangemessener Vereinfachung als Ausdruck von „Rache und Angst“ deutet, liegt nur zum Teil richtig. Denn dann wäre die griechische Kultur, ja das über Jahrhunderte ihr nachfolgende Verfahren in toto und von Anfang an unsinnig und irrational gewesen. Zwar ist es richtig, dass die Moderne andere Verfahren finden muss als vergangene, ihr vorausgehende Zivilisationen; und es ist auch nicht ganz von der Hand zu weisen, dass die amerikanische Kultur in prägenden Aspekten bis heute eine alttestamentarische Kultur bleibt, und also *auch* Elemente einer Rachekultur in sich birgt, etwa im Gefängnisystem oder in der Todesstrafe. Dass Angst in ihrer Kulturatmosphäre „wichtiger“ ist als in Europa, mag ebenfalls sein, nicht zuletzt im Sinne des angestrebten Abschreckungseffekts. Es ist jedoch unter Abwägung des umfassenderen Bildes unangemessen, den dialektischen Gegengestus zum Erinnern: das Vergessen pauschal und einseitig als „schlechter“ als das Erinnern einzustufen. Denn die griechische Kultur hat dasselbe praktiziert, und zwar mit großer Überzeugung und fein ausgeprägtem philosophischem Unterbau. Die USA scheinen auch hier – wie in vielen anderen Angelegenheiten, zum Beispiel dem Aufbau des Bildungssystems sowie in der mythologischen Selbstverortung des Ursprungs ihrer Verfassung – den Griechen paradoxerweise näher als Europa.

Wenn man all dies nun etwas emphatischer, wie das heute ebenfalls eher in den USA als in Europa der Fall ist, mit der Frage der „Wahrheitsfindung“ verknüpft, wovon in der „Aufarbeitungsbemühung“ Norwegens nie die Rede war, drängt sich ebenfalls ein Vergleich mit dem Ursprung der europäischen Kultur auf. Die alten Griechen fragten nie einseitig: Was ist Wahrheit? Sondern sie stellten diese Frage immer in einen – bereits ethymologisch – naheliegenden Zusammenhang einer Dualität: Wahrheit (Unverborgenheit: Aletheia) oder Vergessen (Lethe)? Beide Aspekte bedeuteten den Griechen nur zwei Seiten ein und derselben Medaille. Die Möglichkeit auf ein Nichts des Vergessens war ihnen sowohl ethymologisch wie sachlich sogar die unabdingbare Voraussetzung für das Nicht-Vergessen: und also die Verborgenheit (letheia) die Grundlage für die „Unverborgenheit“ (a-letheia). Daraus ergibt sich eine Wertschätzung, die beide Dimensionen als in natürlicher Weise zusammengehörig, und keine der beiden als privilegiert auf Kosten der anderen ansieht. Beide gehören den vor-christlichen Kulturen untrennbar zusammen.

Diese Haltung entspricht, wie die Fälle *Breivik* und *Aurora* gezeigt haben, heute eher dem amerikanischen als dem europäischen Zugang zum Spannungsfeld zwischen Konflikt und Kultur. Amerika wertschätzt in seiner Zukunftstendenz *auch* die Lethe, weil ihm Wahrheit weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart liegt, sondern in der Antizipation von Zukunft, im Hereinlocken des Möglichen in das Werden der Gegenwart. Dagegen bevorzugt Europa deutlich die Aletheia: Die beharrliche, sorgfältige und behutsame Arbeit an einem allmählichen Unverborgensein des Vergangenen, dessen, was gewesen ist, und aus diesem heraus. Behutsam muss diese Arbeit aus europäischer Sicht sein, damit bei der „Archäologie“ der Grabungsarbeiten die Gegenstände nicht Schaden nehmen oder gar kaputt gehen, damit also die „Analyse“, wörtlich: die Arbeit des „Auftrennens“, die nötig ist, um das Innere der Dinge zu betrachten, diese nicht vernichtet.

Dagegen ist Amerika wenn nicht zur Zerstörung, so doch zum „handfesten“ Umgang mit diesen Dingen der Vergangenheit bereit, da sie ihm nur Durchgangsobjekte hin auf ein Künftiges sind. Aus seiner Sicht lautet die Frage: Ist Aletheia nicht immer nur dasjenige, was aus der Lethe erst zurückkehrt nach Zeiten, nachdem es bereits in sie eingetaucht war? Das also die Lethe voraussetzt? Und ist, in das darauffolgende Christentum übersetzt, welches das Griechentum in sich „aufhebt“ und zugleich überschreitet, nicht ein verwandtes Motiv darin zu finden, dass das christliche Grundmotiv des *Verzeihens* letztlich auch das *Vergessen* einschließt, wenn auch in eine weit umfassendere Haltung hinein überschreitet? Das würde jedenfalls eine zeitgemäße Resilienzforschung im Hinblick auf Gesellschaftstraumen fragen müssen.

32 | Könnte Norwegen ein Modell für Amerika sein? Wachsender Widerstand aus den eigenen Reihen

Wenn man all diese Aspekte zusammennimmt: Unter welchen Voraussetzungen könnte dann also das norwegische Modell des Falls Breivik für Amerika – und andere demokratische Zukunftskulturen – komplementär zu eigenen Verfahrensweisen beispielhaft werden? Können derart unterschiedliche „Bewältigungskulturen“ von Konflikten wie in den USA und Europa überhaupt Lehren füreinander bieten?

Eine derart umfassende „Aufarbeitungsbemühung“, wie sie Norwegen 2011-12 versucht hat, wäre nur dann für Amerika sinnvoll, wenn sie die Voraussetzung für ein „Bewältigen“ legte, das sich genau

zwischen Erinnern und Vergessen positioniert – und damit die Grundlagen auch für ein „gutes Vergessen“, „aktives Vergessen“ oder „bewußtes Vergessen“ legte. In der „Aufarbeitung“ des Breivik-Massakers durch Norwegen wurden wertvolle Grundlagen dafür gelegt. Doch hatte man oft auch den Eindruck: Es wurde aufgearbeitet, um immer obsessiver zu erinnern, und zwar insgesamt derart obsessiv, dass unterschwellig ein neuer, negativer nationaler Gründungsmythos entstand. Es wurde erinnert, nicht um zu vergessen, sondern um anzueignen – nicht um loszulassen, sondern um festzuhalten. Eine derartige Haltung des unbedingten Festhaltens kann in der gesellschaftlichen Praxis als Resilienzansatz wenigstens teilweise auch kontraproduktiv geraten.

Dass das auch die norwegische Bevölkerung und viele Angehörigen der Opfer zunehmend so empfinden, zeigte die Verschiebung der geplanten Errichtung eines „Landdenkmals“ auf der Insel Utøya zum 3. Jahrestag des Massakers 2014 wegen der Ablehnung von „Dauererinnerung“ durch die Betroffenen:

„Die Errichtung eines geplanten Nationaldenkmals in Norwegen für die Opfer des extrem rechten Massenmörders Anders Behring Breivik wird verschoben werden, weil die lokale Bevölkerung und die Angehörigen der Opfer gegen den Plan sind. Die Terrorangriffe... hinterliessen ein sehr öffentlich präsent nationales Trauma und unzählige Geschichten persönlicher Trauer quer durch Norwegen. Lokale Gedenkstätten wurden bereits in Städten und Dörfern enthüllt, deren Bewohner jemanden entweder in den Osloer Bombenanschlägen oder bei der Utøya-Schiesserei verloren. Die damalige Arbeiterpartei-geführte Regierung entschied ausserdem, dass zwei nationale Monumente gebaut werden sollen, beide nahe einem Ort von Breiviks Attacken.

Aber nun sagen Nachbarn und Angehörige der Opfer, dass sie die Utøya-Erinnerungsstätte nicht wollen, und planen, vor Gericht zu gehen, wenn das Vorhaben nichts gestoppt wird. ‚Ich denke, wir haben genug mit den Gräbern unserer Kinder, und wir haben auch die Gedenkstätten in unseren Städten‘, sagte Cathrine Lutken der BBC. ‚Und wir haben Utøya. Wir werden jeden Tag daran innert. Das muss aufhören. Wir werden krank.‘... Das Denkmal sieht vor, dass ein Kanal durch die Spitze einer Halbinsel geschlagen wird, die in Richtung Utøya weist. Die Namen der Toten würden in den herausgeschlagenen Felsen eingraviert werden. Etwa 400 Menschen leben entlang der Halbinsel. Viele von ihnen halfen dabei, junge Arbeiterpartei-Anhänger zu retten, die versuchten, dem Angriff schwimmend zu entgehen. Viele andere der Anrainer arbeiteten, um die Leben derer zu retten, die schwer verletzt an Land kamen. Eine Petition, die der Regierung übergeben wurde, zeigt, dass die große Mehrheit der Nachbarn gegen das Denkmal ist. ‚Wir werden das jeden Tag sehen, und es wird eine dauernde Erinnerung daran sein, was wir an jenem Tag sahen‘, sagt Ole Morten Jensen, der die Petition organisiert hat. ‚All das Blut, den Lärm, das Schiessen, das Schreien. Nein, ich will mich darin nicht erinnern... Ich denke, es ist grausam vonseiten der Regierung, von uns zu erwarten, dass wir jeden Tag daran erinnert werden. Das ist nicht notwendig. Es gibt eine Vielzahl von Orten, wo niemand lebt, und wo sie das hinmachen könnten.‘ Jensen und andere Anrainer haben nun einen Rechtsanwalt engagiert, um einen Zivilprozess gegen die Regierung anzustrengen, sollte die Arbeiten am Denkmal so weitergehen wie geplant.

Trond Blattmann, der Vorsitzende der Hilfsorganisation ‚22. Juli‘ und Vater eines der Utøya-Opfer, verteidigte das Vorhaben. ‚Der 22. Juli war eine nationale Katastrophe‘, sagte er, ‚und Sie wissen genauso gut wie ich dass unter jenen, die ihre Leben am 22. Juli verloren, das gesamte Land

vertreten war. Daher brauchen wir auch nationale Gedenkstätten.' Es liegt nun an der neuen, Mitte-Rechts-Regierung Norwegens über das weitere Vorgehen zu entscheiden. Sie hatte geplant, die Utøya Gedenkstätte vor dem 22. Juli 2015 zu eröffnen, rechtzeitig zum vierten Jahrestag der Terroranschläge. Nun wird dieses Datum wahrscheinlich verschoben, weil die Regierung und die Denkmal-Gegner eine Lösung finden müssen“ (Bevanger 2014).

33 | Fazit und Ausblick

Insgesamt lassen sich erhebliche Unterschiede in den Resilienzkonzepten gegen sich häufende, gewaltbedingte Massentraumen zwischen Europa und den USA feststellen. Beide haben ihre in sich konsistenten und konsequenten Logiken. Diese Logiken sind in einem hohen Masse inkommensurabel und daher nicht direkt gegeneinander aufrechenbar, weil sie vor unterschiedlichen kulturellen und sozio-politischen Hintergründen praktiziert werden, aus denen sie stammen und zu denen sie „passen“.

Welcher Ansatz also: der Amerikas, der Erinnern und Vergessen ausbalanciert, oder der „durcharbeitende“ und aneignende Europas, ist resilienzfördernder? Die Antwort ist ernüchternd: Beide haben ihre Vor- und Nachteile. Und beide sind, für sich genommen, nicht der Weisheit letzter Schluss, um offene Gesellschaften im Spannungsfeld zwischen Konflikt und Kultur mittel- bis langfristig widerstandsfähiger zu machen. Vielmehr ist ein besonnenes Augenmass *zwischen* beiden am ehesten der Weg in die Zukunft. Das bedeutet: Eine ausgewogene, rationale Mischung zwischen Erinnerung und Verdrängung, Aufarbeitung und Vergessen, Aneignung und Abstoßung, Memorisierung und Auslöschung könnte am ehesten zu größerer Widerstandsfähigkeit führen. Die Zunahme an Resilienz hängt also von der Präzisierung des Augenmasses ab.

Erinnerungsemphase, die an Erinnerungsekstase grenzt, wie von Norwegen im Fall Breivik praktiziert, führt latent zu einem gesellschaftlichen Unitarismus, zu Tendenzen der Assimilation und des „Schulterschlusses“, und damit zumindest im Trend zu einem ideologisch verordneten Ethikmonopol, das vor allem dann problematisch wird, wenn es sich mit Regierungs- und Parteiinteressen unter kollektiven Traumabedingungen verbindet. Außerdem schafft ein einseitiger Fokus auf Erinnerung die Möglichkeit einer negativen Mythologie um Personen, die die gesellschaftliche Resilienz ebenso sehr schwächen, wie sie andere stärken.

Auf der anderen Seite kann die (der Intention nach balancierte) „Aufhebungs“-Tendenz, wie sie heute von der amerikanischen Kultur neben anderen Mechanismen unter ihren von Europa sehr verschiedenen Bedingungen praktiziert wird, im Umgang mit Krisen, Konflikten und Traumen potentiell zu einer Verdrängung führen, die ebenso Zukunft freimacht, wie sie gleichzeitig ein gesellschaftliches Unbewusstes ausbildet. Dieses Unbewusste birgt die Gefahr, zum Teil gegen die öffentliche Zivilreligion zu arbeiten, obwohl es wähnt, sich an und in ihr zu bewegen; und es kann die gesellschaftliche Resilienz schwächen, indem es einen irrationalen Regress in unbearbeitete kollektive Traumen, Schuld und Gewaltmuster wiederherstellt, der sich letztlich gegen die Zukunftsorientierung wendet.

Das Fazit besteht aus einem *besonderen* und einem *allgemeinen* Aspekt.

Zunächst: Was ist das Fazit aus dem Fall Breivik *im Besonderen*? Wir können hier Dreifaches festhalten.

Erstens: Mit „Liebe“ auf die zunehmende Gewalt Einzelner gegen die Gemeinschaft (und ihr Gewaltmonopol) zu antworten, ist gut gemeint, im Prinzip förderungswert und ehrenhaft, aber in gesellschaftlichen Krisensituationen kaum eine dauerhaft tragbare Lösung. Die Praktikierbarkeit jedes Resilienzverfahrens hängt zwar von den Zahlen an Taten und Traumen ab, hat aber auch seine prinzipiellen Probleme. Zuwendung wertet Gewalttäter auf, und die Gegenstrategie ist, sie durch Verachtung und Vergessen zu strafen. Beides ist unzureichend, ja bis zu einem gewissen Grad ungerecht. Um Widerstandsfähigkeit zu steigern, müssen „postmodern“ mediatisierte offene Gesellschaften „Liebe“ und „Gewalt“ sorgfältiger denn je ausbalancieren, ebenso wie die entsprechenden Haltungen des Erinnerns und des Vergessens (oder Aufhebens). Offene Gesellschaften sollten auf dem Gewaltmonopol der Gemeinschaft gegen die Bewaffnung der Einzelnen (wie in den USA im Fall Aurora) beharren.

Zweitens: Was kleinfamiliäre, sehr reiche und kollektivistisch geprägte europäische Gesellschaften wie Norwegen mit ihren 5 Millionen Einwohnern tun, kann für sie funktionieren, aber nur eingeschränkt ein Vorbild für größere Nationen oder für die internationale Gemeinschaft sein. Möglich für größere Nationalstaaten ist zweifellos eine stärkere Regionalisierung und Ausdifferenzierung kollektiven Erinnerung: Eine Region zum Beispiel arbeitet „als Familie“ auf, und die Nation ist nur der umfassendere „Schutzmantel“. Das würde eine prinzipielle kulturelle Ausdifferenzierung des Resilienz-Begriffs im Sinn eines „Mehrschichten“-Modells voraussetzen.

Drittens: Der Umgang mit dem Krisenphänomen wachsender Gewalt durch Einzelne in Kleingesellschaften wäre zu konfrontieren mit dem Bild der für das 21. Jahrhundert nötigen Krisenbewältigung in einer nun Schritt für Schritt Realität werdenden ersten Menschheitskultur auf globaler Ebene. Diese Konfrontation ist vor allem unter jenen Resilienzgesichtspunkten, die potentiell verallgemeinerbar wären, längst überfällig. Sie kann nur aus den Details von Anwendungsfällen und Erfahrungen heraus erfolgen, auf die sich dann allgemeinere Aussagen erst aufbauen müssen.

Was also bleibt im Fazit, wenn man die europäische Einzel-Erfahrung aus dem Breivik-Prozess mit dem amerikanischen Habitus vergleicht? Was bleibt daraus vor allem für die Möglichkeit eines transnationalen Resilienz-Begriffs offener Gesellschaften im Spannungsfeld zwischen Konflikt, Kultur und Zivilreligion?

Man muss nicht so weit gehen, den Breivik-Prozess als ein Lehrstück für das anzusehen, was Michel Foucault „moderne Macht“ genannt hat: Macht, die von niemandem ausgeht, nicht von einzelnen Personen, nicht vom „Staat“, sondern „Macht“ als nicht-lokalisierbarer, nicht zuschreibbarer, aber allgegenwärtiger und alledurchdringender Mechanismus der Angleichung und Ordnungsstiftung mittels latenter, nicht expliziter, sondern impliziter Mythologisierung. *Solche* Macht wirkt in den Bewältigungsmechanismen spezifischer Gesellschaftsmomente offener Gemeinschaften als Sozialregulativ (und kaschiert sich dabei in ihren Symptomen auf verschiedene Weise, worunter auch die „Aufarbeitungsekstase“ eine Möglichkeit ist). Sie durchdringt alle Poren des kollektiven Unbewussten – viel mehr als des Bewussten – mittels medialer (prothetisch aufgeblähter) Allgegenwärtigkeit; und sie hat dabei vor lauter Energie und Tatfreude der Vereinheitlichung,

Zementierung des Bestehenden und Bewusstseinsgleichschaltung zuweilen sogar Mühe, den humanistisch-pietistischen Mantel gegenüber ihrem latenten Assimilierungsdrang aufrechtzuerhalten. Sowohl der Mantel wie der Drang sind von Eifer geprägt. Auch wenn man diese Mechanismen im Breivik-Prozeß (nicht in der Tat, von der hier nicht die Rede ist, sondern im Prozeß wohlgemerkt!) rückblickend nur teilweise und vermutlich unwillentlich verwirklicht sehen kann, so waren doch gewisse Ansätze in diese Richtung nur schwer zu übersehen.

Faktum ist: Der primitive Massenmörder Anders Behring Breivik, dessen Absicht es war, den „Geist“ seines Landes zu beeinflussen, hat weniger mit seiner Tat als mit dem darauffolgenden „Aufarbeitungs“-Prozess durch die norwegische Regierung sein Ziel wenigstens teilweise erreicht. Statt als größte Strafe aktiv missachtet und vergessen zu werden, wurde er durch die (unvermeidliche) Teilhabe der Medien ehrfurchtsvoll mit seinem zweiten Namen versehen und damit in das Reich der Legende aufgenommen wie bereits viel zu viele Massenmörder vor ihm. Er durfte sich mehr als ein Jahr lang äußern, seine Ideen ausbreiten, sich selbst für zurechnungsfähig und schuld nötig darstellen, um damit das öffentliche Bewusste, noch mehr aber das öffentliche Unbewusste und die kollektive Erinnerung zu beeinflussen und – selbst laut norwegischer Regierung – mit zu prägen. Ob das im Hinblick auf Resilienz im Hinblick auf mögliche künftige Fälle produktiv oder unproduktiv war: ob also der norwegische Ansatz der Jahre 2011-2014 aus multidimensionaler Gesamtsicht eher gelungen oder gescheitert ist – darüber gehen die Meinungen nicht nur innerhalb der norwegischen Bevölkerung, sondern auch zwischen Europa und den USA in begründeter Weise auseinander.

Was ist das Fazit aus der Gesamtbetrachtung *im Allgemeinen*?

Sicher ist eines: Das norwegische Gesamtverfahren hat, bei allen grossen, ja unverlierbaren Verdiensten, die niemand leugnen wird und die ein Beispiel geben werden noch auf Jahre hin, die Dinge insgesamt nicht so bewältigt, wie es erhoffte. Es endete nicht nur in (wohl verdienter) Anerkennung, sondern auch in Fragen.

Diese Fragen, die bislang und vermutlich noch auf einige Zeit offen bleiben, zeigen, dass der „Breivik-Prozeß“ – in der Doppelbedeutung des Wortes zwischen Gerichtsverfahren und Entwicklungsvorgang – keineswegs wie erhofft mit dem juristischen Prozessende abgeschlossen wurde. Im Gegenteil: Vielleicht beginnt die eigentliche, langfristig sinnvolle Aufarbeitung erst jetzt: nämlich die „Aufarbeitung der Aufarbeitung“ unter Resilienzgesichtspunkten.

Welche der beiden typologisch unterscheidbaren Tendenzen: Erinnern oder Vergessen sich innerhalb des Leit-Resilienzkonzepts offener Gesellschaften bei zu erwartender zunehmender Komplexität, Mediatisierung und Technologisierung durchsetzen wird, ist heute nicht zu sagen. Sicher ist, dass beide Tendenzen die Technik auf ihrer Seite haben: Europas Erinnerungskultur, weil durch die technischen Aufzeichnungs- und Speicherkapazitäten ein universales Archiv entsteht, das Vergangenheit stets in der Gegenwart präsent hält auf alle Zeiten; Amerika, weil durch die technologische Beschleunigung und die Vervielfältigung von gleichzeitigen Eindrücken und Realitäten und mittels der zunehmenden Allgegenwart der virtuellen Bilder Vergangenheit eher verblasst und Gegenwart mittels Ausfüllung aller Aufmerksamkeit in einer Weise an Bewußtseins-Macht gewinnt, die in der Geschichte bislang einmalig scheint.

Beides, Erinnern und Vergessen, erlebt heute also *gleichzeitig* einen Aufstieg. Resilienzstrategien werden mit den damit einhergehenden Paradoxa rechnen müssen.

Sicher ist zweitens, dass es mehr Dialog zwischen den verschiedenen atlantischen Bewältigungs- und Resilienzkulturen geben muss – einen Dialog, der bislang neben politischen und ökonomischen Aspekten nur als zweit- oder gar drittrangig eingestuft wird, aber rasch an Bedeutung zunehmen wird, jedenfalls dann, wenn Resilienz nicht einseitig, sondern als integrativ und mehrdimensional erkannt und angegangen wird, wie es bereits in ihrem Begriff als Notwendigkeit begründet liegt.

Roland Benedikter ist Research Scholar am Orfalea Center for Global and International Studies der University of California at Santa Barbara, Full Fellow des Potomac Institute for Policy Studies Washington DC und Senior Research Scholar des Council of Hemispheric Affairs Washington DC. Kontakt: rbenedikter@orfaleacenter.ucsb.edu.

Literaturverzeichnis

AFP (2012a): Breivik trotz Persönlichkeitsstörung schuldig. Gericht begründet Höchststrafe von 21 Jahren Haft. In: Die Welt, 24.08.2012, <http://www.welt.de/newsticker/news1/article108768141/Breivik-trotz-Persoenlichkeitsstoerung-schuldfaehig.html>.

AFP (2012b): E-mails von Breivik in Buchform, 04.09.2012.

P. Arrillaga (2012): How can we prevent mass killings like Aurora? In: The Oklahoman, July 24, 2012, http://newsok.com/feed/how-can-we-prevent-mass-killings-like-aurora/article/3694920?custom_click=pod_headline_news

AP (1988): Experts Say Mass Murders Are Rare but on Rise. In: The New York Times Health, January 03, 1988.

APA (2014): Jüdische Museen in Norwegen zu, 26.07.2014.

APA (2013): Europäischer Gerichtshof stärkt "Recht auf Vergessen", 13.05.2013.

G. Aylesworth (2005): Postmodernism. In: Stanford Encyclopedia of Philosophy (2005), <http://plato.stanford.edu/entries/postmodernism/>.

BBC News Europe (2011): Norway attacks: Breivik's father 'so shocked', 26 July 2011, <http://www.bbc.com/news/world-europe-14288184>.

R. Benedikter (2014): Braucht Europa eine Zivilreligion? Pro und Contra. In: Forschungsinstitut für Philosophie Hannover: Philosophy In Debate, 11.03.2014, <http://philosophie-indebate.de/1635/pro-und-contra-braucht-europa-eine-zivilreligion/>.

R. Benedikter and V. Faessel (2012): Mythologie und Politik im US-Präsidentenwahlkampf 2012. Roland Benedikter im Gespräch mit Victor Faessel, Programm-Direktor des Orfalea Center for Global and International Studies, University of California at Santa Barbara, USA. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen. Analysen zu Demokratie und Zivilgesellschaft, Heft 25/2012, Nummer 3, Berlin 2012 (Juli), S. 1-15, <http://www.fjnsb.org/node/1870>.

R. Benedikter (2009): Die Projektion des 20. in das 21. Jahrhundert. Zur historischen Symptomatik neuerer US-amerikanischer Politik- und Kulturwissenschaft. Ein Nachruf auf Samuel P. Huntington (1927-2008) aus grundsatzorientierter europäischer Sicht. In: Dimitri Ginev (Hg.): Divinatio. Studia Culturologica Series. Edited by the Maison des Sciences de l'Homme et de la Société

MSSH, Paris, in cooperation with the Institute for Cultural Studies of the St. Kliment-Ohridski-University Sofia, Volume 30, Autumn-Winter 2009, Paris-Sofia 2009, S. 143-171.

R. Benedikter (2002): Mein Auge im Leben des Anderen. In: Mensch. Beiträge für morgen, 2. Jahrgang, Nr. 3, Frankfurt am Main 2002, S. 17-27.

R. Benedikter (2001): Die Aufmerksamkeitsökonomie. Ein neuer Wirtschaftszweig. In: R. Benedikter (Hg.): Postmaterialismus – Die zweite Generation. Band 2: Der Mensch. Passagen Verlag. Wien 2001, S. 41-74.

L. Bevanger (2014): Breivik Massacre: Backlash over Norway Memorial Plan. In: BBC London Europe News, 12 August 2014, <http://www.bbc.com/news/world-europe-26993872>. Übersetzung aus dem Englischen: Roland Benedikter.

T. Cushing (2012): One Year After The Breivik Massacre, Norway Continues To Fight Terrorism With Democracy, Openness And Love. In: Techdirt, July 26, 2012, <http://www.techdirt.com/articles/20120724/20363519819/one-year-after-breivik-massacre-norway-continues-to-fight-terrorism-with-democracy-openness-love.shtml>.

DAPD (J. Gronnevet) (2012): Breivik beschwert sich in 27-Seiten Brief über Haftbedingungen, 23.11.2012.

G. Deleuze (2007): Differenz und Wiederholung, München 2007.

Gesellschaft für bedrohte Völker (1992): "Unsere Zukunft ist eure Zukunft": Indianer heute, Sammlung Luchterhand 1044, März 1992.

R. E. Goodin and C. Tilly (ed.s) (2006): The Oxford Handbook of Contextual Political Analysis, Oxford University Press 2006.

J. Habermas (2006): Religion in the Public Sphere. In: European Journal of Philosophy, volume 14, Issue 1, pp. 1-25 (April 2006), <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/j.1468-0378.2006.00241.x/abstract>.

J. Habermas und J. Derrida (2003): Nach dem Krieg: Die Wiedergeburt Europas. In: FAZ, 31.05.2003, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/habermas-und-derrida-nach-dem-krieg-die-wiedergeburt-europas-1103893.html>.

Handelsblatt (2014): Norwegen schwimmt im Geld, 26.05.2014, <http://www.handelsblatt.com/finanzen/boerse-maerkte/anleihen/ein-land-ohne-schulden-norwegen-schwimmt-im-geld/9951194.html>.

R. M. und S. T. Holmes (2000): Mass Murder in the United States, Prentice Hall Publishers 2000.

M. Khan (2012): Attitudes Towards Muslim Americans Post-9/11. In: Journal of Muslim Mental Health, Volume 7, Issue 1: Stigma (2012), <http://quod.lib.umich.edu/j/jmmh/10381607.0007.101/--attitudes-toward-muslim-americans-post-911?rgn=main;view=fulltext>.

K. O. Knausgård (2014): Norwegens Mentalität. „Du bist niemand“ galt auch für Anders Breivik. In: Die Welt, 08.07.2014, <http://www.welt.de/129917000>.

M. Leonard (2012): The End of the Affair? European Council on Foreign Affairs (ECFR) Policy Analysis. In: Foreign Policy, July 24, 2012, http://www.foreignpolicy.com/articles/2012/07/24/the_end_of_the_affair.

J. F. Lyotard (1989): Der Widerstreit, München 1989.

J.-F. Lyotard (2007): Libidinöse Ökonomie, Diaphanes 2007 (Erstveröffentlichung 1974).

Michigan State University (2011): Criminal Justice Resources: Serial or Mass Murder. In: Michigan State University Libraires, 25.02.2011.

J. Z. Muller (2008): Us and Them. The Enduring Power of Ethnic Nationalism. In: Foreign Affairs, March/April 2008, <http://www.foreignaffairs.com/articles/63217/jerry-z-muller/us-and-them>.

H. Münkler (2006): Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie, Weilerswist 2006.

- No Subject. An Encyclopedia of Lacanian Psychoanalysis (2014): Perversion, <http://nosubject.com/index.php?title=Perversion>.
- J. Nye (2011): The Future of Power, PublicAffairs 2011.
- J. Nye (2005): Soft Power: The Means to Success in World Politics, PublicAffairs 2005.
- B. Obama (2012), in: Dpa: US-Präsident ganz reumütig. Obama verrät seinen „größten Fehler“. In: HNA Nachrichten, 26.08.2012.
- A. K. Oraviita Eriksen (2012): Exclusion and Xenophobia: Norwegian society's influences on Anders Behring Breivik's counter-jihadism. (2012). Master's Theses, University of San Francisco USF Scholarship Repository, Paper 39.
- Sky News (2012): U.S. Shooting: History of Deadliest Massacres, 16 December 2012, <http://news.sky.com/story/1025730/us-shooting-history-of-deadliest-massacres>.
- Politifact Washington DC (2011): „This Week“ report says hundreds have died in multiple-victim shootings. In: PolitiFact.com, January 11, 2011.
- J. Uchtmann (2013): Resilienzforschung: Was manche Menschen zu Stehaufmännchen macht. In: Die Welt, 04.09.2013, <http://www.welt.de/gesundheit/psychologie/article119689611/Was-manche-Menschen-zu-Stehaufmaennchen-macht.html>.
- U.S. Bureau of Labor Statistics (2010): Workplace Shootings: Fact Sheet July 2010, July 14, 2010, <http://data.bls.gov>.
- G. Vattimo (1990): Das Ende der Moderne, Stuttgart 1990.
- Gianni Vattimo Community Homepage: Das schwache Denken, http://www.giannivattimo.eu.org/de_pensierodebole.php.
- Die Welt (2014): Amok in Kalifornien: Sohn von Hollywood-Regisseur richtet Blutbad an. In: Die Welt, 24.05.2014, <http://www.welt.de/vermischtes/article128372808/Sohn-von-Hollywood-Regisseur-richtet-Blutbad-an.html>.
- A. Will (2012): Keine Gnade für die Opfer. Was soll mit den Schlägern geschehen? Diskussionsveranstaltung. In: ZDF, Menschen bei Anne Will, 01.11.2012.
- Choncita Wurst (2014): About Tolerance, <http://www.conchitawurst.com/>.
- S. Zizek: Ein Plädoyer für die Intoleranz, Wien 2001.